

ETHNOGRAFISCHE THEORIE KO-LABORATIV FÜGEN

Patrick Bieler, Lauren Cubellis, Jonna Josties, Anja Klein,
Jörg Niewöhner, Christine Schmid

Das Entwickeln analytischer Ideen im/als Forschungsprozess

Neben die ›Angst des*der Forscher*in vor dem Feld‹¹ und die generelle Infragestellung von Ethnograf*innen im Feld in Situationen des ›Studying up‹² stellte der US-amerikanische Anthropologe Dominic Boyer vor einigen Jahren eine dritte Problematik ethnografischer Wissensgenerierung, die sich durch den ganzen Forschungsprozess – vom Forschungsdesign über die Materialgewinnung bis hin zum ›fertigen‹ ethnografischen Produkt – zieht.³ Er fragt: Was heißt es für die Anthropologie, wenn sich unsere Felder zunehmend selbst beobachten, evaluieren und mit wissenschaftlichem Vokabular beschreiben? Was passiert, wenn das Feld unser theoretisches Vokabular ebenfalls nutzt, um damit eigene Praktiken zu beschreiben oder gar Modi der dialektischen (Selbst-)Kritik teilt? In den im Folgenden präsentierten Beispielen beschäftigen wir uns etwa damit, dass die sozialpsychiatrische Versorgung die Trennung zwischen medizinisch-versorgenden ›Expert*innen‹ und versorgten ›Patient*innen‹ beziehungsweise ›Klient*innen‹ auflöst sowie dialogische Therapieformate entwickelt, sich Start-ups vor dem Hintergrund ökologischer und kybernetischer anthropologischer Perspektivierungen selbst beschreiben und Modellierer*innen von Mensch-Umwelt-Systemen die Grenzen ihrer eigenen Methodik sowie die Reichweite ihrer Argumente hinterfragen. Damit wird die ›klassischerweise‹ von Ethnograf*innen vorgenommene selbstreflexive Beobachtung und Dekonstruktion von Praktiken und Annahmen in einem Forschungsfeld bereits durch die Akteur*innen der Felder selbst vorgenommen. Zugespitzt fragen wir in diesem Beitrag polemisch und in Anlehnung an Boyer: Müssen wir als Anthropolog*innen Angst haben, mit

-
- 1 Rolf Lindner: Die Angst des Forschers vor dem Feld. Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung als Interaktionsprozeß. In: Zeitschrift für Volkskunde 77 (1981), S. 51–66.
 - 2 Bernd-Jürgen Warnken/Andreas Wittel: Die neue Angst vor dem Feld. Ethnographisches research up am Beispiel der Unternehmensforschung. In: Zeitschrift für Volkskunde 93 (1997), S. 1–16.
 - 3 Dominic Boyer: Reflexivity Reloaded: From Anthropology of Intellectuals to Critique of Method to Studying Sideways. In: Thomas Hylland Eriksen/Christina Garsten/Shalini Randeria (Hg.): Anthropology Now and Next. Essays in Honor of Ulf Hannerz. New York/Oxford 2015, S. 91–110.

unseren Methoden und unserem Theorierüstzeug Wissen zu generieren, das niemanden überrascht?⁴

Die Antwort auf diese Frage ist selbstverständlich ein vehementes ›Nein‹. Dies bedeutet aber nicht, dass Feldforschung ausschließlich nach Malinowskis klassischem Beobachtungsparadigma ausgeübt werden darf.⁵ Die Aufgabe von Anthropolog*innen liegt nicht immer und nicht primär in der Entschlüsselung kultureller Codes, die den jeweiligen Feldakteur*innen selbst unbekannt sind, wie sie Clifford Geertz einst umsetzte, als er ›den Balinesen‹ sprichwörtlich über die Schulter schaute, um die Symbolik ihrer kulturellen Praktiken zu interpretieren.⁶ Weder Feldforschung noch Theorie sind heute das, was sie einmal waren⁷ – vor allem, wenn Anthropologie als ein Lernen von den Feldakteur*innen durch Immersion in deren Lebenswelten verstanden wird.⁸

Selbstredend stellen die selbstreflexive Wissensgenerierung sowie die Zusammenarbeit mit Informant*innen für das Fach konstitutive Größen dar: Sie verfügen über ein spezifisches Insiderwissen über ein dem Zielpublikum der Ethnografie unbekanntes und ›fremdes‹ Feld.⁹ Die selbstkritischen Auseinandersetzungen mit dem Kulturbegriff in einer globalisierten Welt,¹⁰ feministische¹¹ und postkoloniale Kriti-

-
- 4 Der hier vorliegende Beitrag diskutiert vier Dissertationsprojekte unter Fragestellungen, die wir gemeinsam im Laboratory: Anthropology of Environment | Human Relations an der Humboldt-Universität zu Berlin verfolgen. Er stellt damit ein Beispiel unserer Arbeitsweise und unseres Selbstverständnisses als Denkkollektiv dar. Darunter leidet allerdings zuweilen die Lesbarkeit: während wir in gemeinsam geführten, abstrahierten Diskussionsteilen in der Einleitung und dem Schlussteil ein generisches ›Wir‹ verwenden, sind die konkreten Beschreibungen der jeweils individuellen Projektkontexte in der ersten Person Singular verfasst. Das generische ›Wir‹ umfasst allerdings nicht nur die Autor*innen dieses Beitrages, sondern verweist ebenso auf aktuelle, assoziierte und ehemalige Mitglieder des Labors – mit voller Verantwortung der hier versammelten Autor*innen für die Darstellung der Inhalte des Artikels.
 - 5 Bronislaw Malinowski: Argonauten des westlichen Pazifik. Ein Bericht über Unternehmungen und Abenteuer der Eingeborenen in den Inselwelten von Melanesisch-Neuguinea. Eschborn 2001.
 - 6 Clifford Geertz: Thick Description: Toward an Interpretive Theory of Culture. In: ders.: The Interpretation of Cultures. New York 1973, S. 3–30.
 - 7 James D. Faubion/George E. Marcus: Fieldwork is not what it used to be. Learning Anthropology's Method in a Time of Transition. Ithaca/London 2009; Dominic Boyer/James D. Faubion/George E. Marcus: Theory Can be More Than it Used to be. Learning Anthropology's Method in a Time of Transition. Ithaca 2015.
 - 8 Tim Ingold: Anthropology. Why It Matters. Cambridge 2018.
 - 9 Boyer, wie Anm. 3.
 - 10 Arjun Appadurai: Disjuncture and Difference in the Global Cultural Economy. In: Theory, Culture & Society 7 (1990), Heft 2, S. 295–310.
 - 11 Donna Haraway: Situated Knowledges: The Science Question in Feminism and the Privilege of Partial Perspective. In: Feminist Studies 14 (1988), S. 575–599.

ken¹² sowie die >Krise der Repräsentation<¹³ haben jedoch längst methodische Experimente und Neuerungen angestoßen, um Wissen in, mit und durch Zusammenarbeiten mit Akteur*innen des Feldes weniger hierarchisch zu gestalten und diese Zusammenarbeiten gleichsam sichtbar zu halten.¹⁴

Spätestens mit diesen verstärkten methodischen Diskussionen und Experimenten stellt sich gleichermaßen die Aufgabe, die Verteilung der epistemischen Handlungsträgerschaft konzeptionell zu problematisieren und die Konsequenzen für die anthropologische Wissensproduktion zu diskutieren. Formen dialogischer Anthropologie, die im Rahmen der Writing-Culture-Debatte entwickelt wurden, fokussierten dabei vor allem die Modi der Repräsentation und ihre Ästhetiken, während Vertreter*innen öffentlicher/engagierter Anthropologie ihre Wissensproduktion zunehmend in den Dienst der untersuchten Felder stellten.¹⁵ Beiden gemein ist dabei die ethisch-politische Verpflichtung gegenüber den Feldakteur*innen und die normative Aufforderung, Hierarchien zwischen Informant*innen und Anthropolog*innen in Rechnung zu stellen.

Im Laboratory: Anthropology of Environment | Human Relations an der Humboldt-Universität zu Berlin diskutieren und erproben wir entlang verschiedener Forschungsprojekte seit einigen Jahren einen weiteren Modus ethnografischen Forschens. Dieser stellt keine Weiterentwicklung der anderen Modi dar, impliziert aber – von der sozialanthropologischen Wissenschafts- und Technikforschung inspiriert – spezifische Praktiken der Verknüpfung von Feldforschung und Analyse. Dies verändert Gestaltung und Status des Zusammenarbeitens. Ausgangsannahme ist, dass nicht nur wenige Informant*innen, sondern potenziell ein Großteil der Akteur*innen des jeweils untersuchten Feldes reflexive Potenziale bergen. Allerdings nicht nur dadurch, dass sie Expert*innen ihres eigenen Alltages sind und dadurch reichhaltige Informationen für eine >dichte Beschreibung<¹⁶ liefern. Vielmehr wird ihnen die Fähigkeit attestiert, zu reflektieren, wie ihr Alltag von den >Vektoren<¹⁷ der Moderne mitgestaltet wird.

Einem solchen Modus folgend, gilt es für die anthropologisch Forschenden, sich von diesem fremden Reflektieren in der eigenen analytischen Arbeit leiten und pro-

12 Ina Kerner: Postkoloniale Theorien zur Einführung. Hamburg 2011.

13 Eberhard Berg/Martin Fuchs (Hg.): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt am Main 1993.

14 Luke Eric Lassiter: Collaborative Ethnography and Public Anthropology. In: Current Anthropology 46 (2005), S. 83–106.

15 Tomás Sánchez Criado/Adolfo Estalella: Introduction. Experimental Collaborations. In: Dies. (Hg.): Experimental Collaborations. Ethnography through Fieldwork Devices. New York/Oxford 2018, S. 1–30.

16 Geertz, wie Anm. 6.

17 Paul Rabinow: *Anthropos Today. Reflections on Modern Equipment*. Princeton 2003, S. 19.

duktiv irritieren zu lassen. Problematisierungen von Welt werden durch die Feldakteur*innen in ein produktives Spannungsverhältnis mit anthropologischen Perspektivierungen gestellt. Damit stellt sich vermehrt die Aufgabe, Räume zu schaffen, in denen Forschung und Feld zum gemeinsamen Diskutieren von Beobachtungen sowie analytischer Ideen kommen können – indem theoretische Konzepte oder auch praktische Organisations- und Ordnungsprinzipien eines Feldes thematisiert und analysiert werden. George Marcus und Kolleg*innen fassen dies unter dem Begriff der >Para-Site<, in denen Feldakteur*innen zu >epistemischen Partner*innen< werden:

»We term this form a >para-site.< It is an exercise or experiment in creating a bounded space of orchestrated interaction that is both within the activities of a particular fieldwork project and markedly outside or alongside it [...]. The aim of a para-site is to enlist collaborations with subjects who, in their own context of everyday practices, display analytic interest and conceptual curiosity that evoke the ethnographer's mode of thought, shaped by both reflective distance and norms of engagement. They therefore may be open to risking interpretations together with the researcher about ideas fundamental to the political organization of their institutional contexts and functions, and how these ideas circulate, have effect, and change. Engaging in such collaborative speculative thinking with research subjects in the thick of ongoing fieldwork can help rescue the stuff of interpretation from the grind of communal norms (to which political and legal institutions, especially, are dedicated) or dissipation by the tone of ethical distance in anthropological write-ups.«¹⁸

Im Kontext unseres Labors setzen wir uns entlang unserer einzelnen Felder sowie als Denkkollektiv feldübergreifend mit den konkreten praktischen Ausgestaltungen solcher epistemischer Partnerschaften auseinander. Wir fragen insbesondere, wie ein derartiges gemeinsames Reflektieren mit den Feldakteur*innen praktisch zustande kommt und welche Effekte das im Hinblick auf unser anthropologisches Erkenntnisinteresse und die Zielstellung anthropologischen Wissens hat. Uns interessiert, wie das Involviert-Sein in einem Feld und das Ernstnehmen der reflexiven Potentiale unserer Felder ethnografisches Theoretisieren beeinflussen und fragen danach, wie ethnografisches Wissen in die jeweiligen Felder hinein über >generative Potenziale<¹⁹

18 Hadi Nicholas Deeb/George E. Marcus: In the Green Room: An Experiment in Ethnographic Method at the WTO. In: PoLAR. Political and Legal Anthropology Review 34 (2011), S. 51–76, hier S. 52.

19 Helen Verran: Toward Generative Critique. In: dies.: Science and an African Logic. Chicago/London 2001, S. 21–47.

verfügt. Aufbauend auf den Arbeiten von Stefan Beck²⁰ und eigener Forschung verwenden wir zur Beschreibung unserer Vorgehensweisen den Terminus »Ko-Laboration«:

»Ko-Laboration [...] ruft Verbindungen zu Labor als experimentellem Raum und als Arbeit auf. Es geht um gemeinsame epistemische Arbeit und nicht in erster Linie um das Erreichen eines gemeinsamen Ziels. [...] Es geht nicht darum, die Probleme der jeweils Anderen zu lösen, sondern zu verstehen, wie Welt für sie zum Problem wird. Die Differenzen zwischen diesen Problematisierungen bergen das analytische Potenzial zur Konzeptarbeit. [...] Ko-laborative Anthropologie basiert auf und produziert Reflexivität als »Mobilität – nicht behäbige »Reflexionen« auf den eigenen (systemisch gedachten) Beobachtungsstandort, sondern umfassende Mobilität: in Forschungsfeldern, im Datenmaterial, zwischen Material, Literatur und Fragestellung, zwischen Informanten und Kollegenkreis – eine soziale und verbale Gewandtheit, eine lokale und textuelle »Bewandertheit«.«²¹

Analytische Ideen werden in Ko-Laborationen also nicht ausschließlich allein am Schreibtisch durch das forschende Individuum entwickelt, sondern während Feldsituationen in kollektiven Interpretationsprozessen.²² Der analytische Prozess erfolgt in dieser Hinsicht nicht distanziert nach Rückzug aus Feldforschungsbegegnungen, sondern funktioniert gerade in der Immersion als verteilter, provisorischer, kontinuierlicher Prozess aus der Mitte des Feldforschungsgeschehens heraus.²³ Theorien und Methoden, Feldforschungserfahrungen und Analyse werden entsprechend nicht als getrennte Prozesse, sondern als konsequent ineinander verwoben verstanden. Gemäß des Symmetrieprinzips der Akteur-Netzwerk-Theorie geht Ko-Laboration über

20 *Stefan Beck*: Natur | Kultur: Überlegungen zu einer relationalen Anthropologie. In: Zeitschrift für Volkskunde 104 (2008), S. 161–199.

21 *Jörg Niewöhner*: Ökologien der Stadt: Zur Ethnografie bio- und geopolitischer Praxis. In: Zeitschrift für Volkskunde 110 (2014), S. 185–214, hier S. 212. Zitat im Zitat: *Stefan Hirschauer*: Die Empirieladenheit von Theorien und der Erfindungsreichtum der Praxis. In: Herbert Kalthoff/Stefan Hirschauer/Gesa Lindemann (Hg.): Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung. Frankfurt am Main 2008, S. 165–187, hier S. 176.

22 Diese Interpretationsprozesse verstehen wir dabei nicht nur und ausschließlich kognitiv, sondern als praktiziert: Die Bedingungen des eigenen Feldes können nicht nur diskursiv geäußert werden, sondern durchaus auch in praktischen Aktivitäten artikuliert und aktualisiert werden.

23 Das schließt selbstverständlich keineswegs die kontemplative individuelle Denkarbeit des*der Ethnograf*in aus der Distanz heraus aus. Vielmehr verstehen wir die verteilte epistemische Arbeit als ergänzend. Anhand des Beispiels des Offenen Dialogs (Cubellis) beispielsweise zeigen wir, wie gerade der Rückzug aus der Zusammenarbeit mit den Feldakteur*innen notwendig wurde.

die zwischenmenschliche Beziehung zwischen Forscher*in und Feld hinaus und thematisiert die Rolle, die einfache Objekte und komplexe Infrastrukturen in der Gestaltung von epistemischen Partnerschaften einnehmen. Reflexivität wird in diesem Sinne also nicht als Offenlegen eines Standpunktes eines Individuums, als kognitives Phänomen oder auch als Reflexion wissenschaftlicher Kategorien aufgefasst, sondern kann als materiell-semiotischer Prozess verstanden werden.²⁴ Der Titel unseres Beitrags – >Ethnografische Theorie ko-laborativ fügen< – verweist in dieser Hinsicht auf die gemeinsame Konzeptarbeit von Feldakteur*innen, materiellen Elementen und Anthropolog*innen während des Forschens.

Ko-Laboration ersetzt dabei keineswegs >klassische< teilnehmende Beobachtungen. Allerdings werden Beobachtungen nicht mehr ausschließlich aus der Distanz von einer*m einzelnen Forscher*in vor dem Hintergrund von Theorie analysiert, sondern zumindest zu einem Teil >aus der Mitte des Geschehens< heraus – durch gemeinsame Diskussionen von Beobachtungen und Konzepten oder die gemeinsame Bearbeitung von Objekten wie beispielsweise Homepages, Forschungsdatenbanken oder auch eine mobile Rampe für Rollstuhlfahrer*innen.²⁵ Die Beobachtung des Feldes wird zu einem Beobachten mit dem Feld – von einem »*modest witnessing*«²⁶ zu einem »*modest witnessing*«²⁷, das darum bemüht ist, die Problematisierungen von Welt durch die Akteur*innen des Feldes nicht ausschließlich als distanziertes Objekt vor dem Hintergrund gesetzter theoretischer Konzepte zu analysieren. Gerade durch das sich Einlassen auf die Praktiken des Feldes bis hin zum eigenen Mitvollzug wird die Komplexität durch >Empirie/Theorie Nexus<²⁸ gesteigert. Die dabei zu den Feldakteur*innen aufzubauende oder schon aufgebaute Nähe erfordert selbstverständlich eine gewisse Vertrautheit mit den Praktiken und Kosmologien der Felder und ist entsprechend epistemisch wie infrastrukturell voraussetzungsreich. Die für ethnografische Theorie so wichtige Differenz kann nun also nicht mehr aus einer einfach vorhandenen Distanz zum Feld gewonnen werden.

24 Die Idee, Reflexivität als gefügte Praxis zu konzeptualisieren, diskutieren Teile der hier beteiligten Autor*innen (in gemeinsamer Arbeit mit weiteren Kolleg*innen) anderer Stelle explizit: Patrick Bieler/Milena D. Bister/Janine Hauer u. a.: Distributing Reflexivity through Co-laborative Ethnography. In: Journal of Contemporary Ethnography 50 (2020), S. 77–98; Jörg Niewöhner: Reflexion als gefügte Praxis. In: Berliner Blätter 83 (2021), S. 107–116.

25 Sánchez Criado/Estalella, wie Anm. 15.

26 Donna Haraway: Modest_Witness@Second_Millennium. FemaleMan_Meets_OncoMouse: Feminism and Technoscience. New York/London 1997.

27 Estrid Sørensen: The Materiality of Learning. Technology and Knowledge in Educational Practice. New York 2009, S. 134.

28 Michi Knecht: Ethnografische Praxis im Feld der Wissenschafts-, Medizin- und Technikanthropologie. In: Stefan Beck/Jörg Niewöhner/Estrid Sørensen (Hg.): Science and Technology Studies. Eine sozialanthropologische Einführung. Bielefeld 2012, S. 245–274.

Vielmehr muss es das Ziel von Ko-Laboration sein, um mit Stefan Hirschauer zu sprechen, ontologische Differenzierungen zu kuratieren: Es geht darum, zu analysieren, wann, wo und wie spezifische Kategorisierungen in Feldern hergestellt, aber auch indifferent werden.²⁹ Diese Kategorisierungen sollen gleichsam zu anthropologischen Konzepten in Relation gesetzt werden. Durch die Identifizierung von Ähnlichkeiten und Differenzen werden produktive Reibungen zwischen unterschiedlichen Denkstilen und *worldings* erzeugt, die die eigene disziplinäre Konzeptarbeit beeinflussen und gleichsam als Widerstandsaviso fungieren.³⁰

Damit einher geht selbstverständlich, dass Ko-Laboration die dialektische Distanzierung vom jeweiligen Forschungsfeld nicht obsolet macht – der ethnografische >Rückzug< in den Kolleg*innenkreis ebenso wie in die Theorie ist insbesondere notwendig, um sich nicht in den Problematisierungen des Feldes zu verlieren. Auch in ko-laborativer Forschung stellt Ethnografie weiterhin einen Balanceakt zwischen Immersion/Vertrautheit und Distanzierung dar. In der Ko-Laboration gilt es lediglich, die Differenzen in den Weltherstellungen zwischen Feld und Disziplin in der Feldforschung praktisch herzustellen und zu provozieren, um sie in der Analyse konsequent aufrechtzuerhalten und symmetrisch sowie relational in Beziehung zu setzen, anstatt sie anthropologischen Konzepten unterzuordnen.

In diesem Beitrag werden wir entlang von unterschiedlichen Forschungsprojekten verschiedene Facetten dieses Forschungsmodus diskutieren. Die hier einzeln vorgestellten Forschungsprojekte stehen dabei beispielhaft für die Arbeit vieler anderer Mitglieder unseres Labors, die derzeit in den Feldern Medizin und Versorgung, Nachhaltigkeit, Psychiatrie, Wirtschaft und Recht forschen. Ziel unseres Beitrages ist

29 Stefan Hirschauer: Un/doing Differences. Die Kontingenz sozialer Zugehörigkeiten. In: Zeitschrift für Soziologie 43 (2014), Heft 3, S. 170–191. Hirschauer entwirft in seinem Text >Un/doing Differences< eine praxistheoretisch informierte Perspektivierung auf Praktiken der Humandifferenzierung, das heißt derjenigen Kategorisierungspraktiken, die Menschen in unterschiedliche Gruppierungen einordnet. Er setzt sich darin mit diversen soziologischen und kulturwissenschaftlichen Ansätzen (u. a. intersektionalen Zugängen zu und Diskussionen um kulturelle Hybridität) kritisch auseinander, die letzten Endes zu eng gefasst die Herstellung spezifischer Differenzierungen beobachtbar machen, dabei aber gleichermaßen die Abwesenheit und Irrelevanz von Kategorien in Praktiken sowie deren unterschiedliche >Aggregatzustände< (diskursiv, praktiziert, verkörpert) kaum greifen und ausdifferenzieren. Die Aufgabe strukturtheoretischer Konzepte zugunsten empirisch ausdifferenzierter Analysen von Alltagspraxis bezeichnet ihm zufolge aber keineswegs die Aufgabe innerdisziplinär ausgerichteten, theoretisch-analytischen Denkens oder die Übernahme der Feldproblematisierungen. Unser Verständnis der Ko-Laboration teilt in diesem Sinne eine Skepsis gegenüber jedweder Reduktion – gegenüber kulturtheoretisch-anthropologischen ebenso wie gegenüber denen des Feldes. (Jörg Niewöhner/Stefan Beck: Embodying Practices: The Human Body as Matter (of Concern) in Social Thought. In: Michael Jonas/Beate Littig/Angela Wroblewski (Hg.): Methodological Reflections on Practice Oriented Theories. Cham 2017, S. 63–77.)

30 Niewöhner, wie Anm. 21.

es, die experimentellen Formen der Zusammenarbeit möglichst konkret im Hinblick auf Praktiken des Feldforschens und Theoretisierens sowie deren Effekte auf unsere eigenen Projekte zu befragen: Wie funktioniert gemeinsames Reflektieren im Modus der Feldforschung? Wie verändert sich anthropologische Theoriearbeit durch gemeinsame analytische Arbeit mit dem Feld? Wie halten wir die notwendige Spannung zwischen anthropologischen und feldimmanenten Problematisierungen in der Analyse aufrecht? Was sind die Gefahren und möglichen Fallstricke ko-laborativen Arbeitens? Und wie können wir anthropologische Fragestellungen und Forschungen entlang der Skalierungsversuche anderer wissenschaftlicher Felder weiterentwickeln?

Reflektieren als Praxis: Genesungsbegleitung und Feldforschung (C. Schmid)

Praktiken des Reflektierens zu generieren, die für europäisch-ethnologisches Arbeiten interessante und relevante theoretische Zusammenhänge eröffnen können, ist ein zentrales Ziel ko-laborativer Forschung. Unter Reflexivität³¹ fasse ich hier »sense-making« activity performed by people or inscribed into written documents«³². Das heißt, Praktiken des Reflektierens sind in diesem Sinne kontextabhängig, gehen über einzelne Individuen hinaus und beschreiben keinen allein kognitiven Vorgang.

Gerade auf die Ko-Produktion von Praktiken des Reflektierens mit Informant*innen im Feld bezieht sich die erste Facette ko-laborativen Arbeitens, die ich mit dem nachfolgenden Beitrag aufgreife: Was passiert mit anthropologischer Theoriebildung, wenn Theoriearbeit gemeinsam mit den Akteur*innen in einer bestimmten Situation und einem spezifischen Kontext stattfindet? Im Zentrum steht der Versuch anhand zweier empirischer Vignetten auszuarbeiten und besser zu verstehen, wie diese Prozesse für das Feld generativ gestaltet werden können. Im ersten Beispiel wird Reflexivität von den Akteur*innen im Feld selbst als spezifisches Merkmal einer Berufsgruppe benannt und ein latentes Verständnis von Reflexivität als innerlichem, individuell-kognitiven Vorgang deutlich. Das zweite Beispiel handelt vom Reflektieren als gemeinsame Praxis in einer multidisziplinären Arbeitsgruppe, in der versucht wurde, kollektiv analytische Ideen zu entwickeln. Diese beiden empirischen Varian-

31 Urs Schällibaum zeigt in seiner Diskursanalyse »Reflexivität und Verschiebung«, dass philosophisch nicht deutlich zwischen Reflexivität und Reflexion unterschieden wird, Reflexivität jedoch der umfassendere Begriff ist. *Urs Schällibaum: Reflexivität und Verschiebung*. Wien 2001.

32 *Esther van Loon: Reflexive Standardization and Standardized Reflexivity: Development and use of innovations in healthcare practices*. 20. 5. 2015, S. 17. URL: <http://hdl.handle.net/1765/78171> (Stand: 31. 3. 2020).

ten verdeutlichen, wie dabei mehr oder weniger Offenheit für neue theoretische Konzepte und analytische Ansätze entstehen kann – und rufen dazu auf, das Augenmerk in der Zusammenarbeit hierauf zu legen, um Theoriearbeit als verteilten, provisorischen und kontinuierlichen Prozess zu stärken.

Die Bandbreite an fachlichen Auseinandersetzungen mit dem Thema Reflexivität – wie oben bereits eingeführt – ist enorm. Sowohl in kulturanthropologischen Diskussionen³³ als auch in psychiatrisch-medizinischen Diskursen³⁴ spielt dieser Begriff eine zentrale Rolle. Dabei unterscheiden sich die Verständnisse eklatant: Reflexivität kann sowohl die optisch-mechanische Rückspiegelung meinen, als auch eine bewusste menschliche Fähigkeit beschreiben.³⁵ Sie reicht von radikaler Reflexivität hin zu gutartiger Introspektion.³⁶ Sie kann als eine Form des methodologischen Selbstbewusstseins – wie es im Besonderen in Bezug auf teilnehmende Beobachtungen diskutiert wird – verstanden werden oder auch als Diskussion der eigenen Position und des daraus resultierenden situierten und partialen Wissens.³⁷ Zu selten wird meiner Ansicht nach jedoch erläutert, wie Reflexivität in der Praxis generiert wird – das heißt, wer oder was, wo und wie reflexiv ist.³⁸ Im Kontext unseres Labors rücken wir diese Seite verstärkt in den Fokus und beziehen uns auf ein Verständnis von Reflexivität als >gefügter Praxis<.³⁹

33 Siehe für Überblicksdiskussionen u. a. *Boyer*, wie Anm. 3; *Arturo Escobar: The Limits of Reflexivity: Politics in Anthropology's Post->Writing Culture< Era*. In: *Journal of Anthropological Research* 49 (1993), S. 377–391; *Michael Lynch: Against Reflexivity as an Academic Virtue and Source of Privileged Knowledge*. In: *Theory, Culture & Society* 17 (2000), Heft 3, S. 26–54.

34 U. a.: *Sarah Alley/Suzanne F. Jackson/Yogenda B. Shakya: Reflexivity: A Methodological Tool in the Knowledge Translation Process?* In: *Health Promotion Practice* 16 (2015), S. 426–431; *Svea Closser/Erin P. Finley: A New Reflexivity: Why Anthropology Matters in Contemporary Health Research and Practice, and How to Make It Matter More*. In: *American Anthropologist* 118 (2016), S. 385–390; *van Loon*, wie Anm. 32.

35 *Esther van Loon/Teun Zuiderent-Jerak: Framing Reflexivity in Quality Improvement Devices in the Care for Older People*. In: *Health Care Analysis* 20 (2012), S. 119–138.

36 *Steve Woolgar: Reflexivity is the Ethnographer of the Text*. In: ders. (Hg.): *Knowledge and reflexivity. New Frontiers in the Sociology of Knowledge*. London 1988, S. 14–35.

37 *Beate Binder/Friedrich von Bose/Katrin Ebell/Sabine Hess/Anika Keinz* (Hg.): *Eingreifen, Kritisieren, Verändern!?* Interventionen ethnographisch und gendertheoretisch. Münster 2013; *Lindner*, wie Anm. 1., *Lynch*, wie Anm. 32.

38 Beispiele für Ausnahmen sind *Jeanette Pols: Accounting and Washing. Good Care in Long-Term Psychiatry*. In: *Science, Technology, & Human Values* 31 (2006), S. 409–430; *van Loon*, wie Anm. 32.

39 Siehe Anm. 23.

Zunächst jedoch zum Kontext des Feldforschungs-Geschehens: Das empirische Feld meiner Dissertation ist das Berufsfeld Genesungsbegleitung.⁴⁰ Genesungsbegleiter*innen sind psychiatrieerfahrene Personen oder Angehörige von Psychiatrieerfahrenen, die ihre Erfahrung als Ressource zur Unterstützung von Menschen in psychischen Krisen innerhalb der psychiatrischen Versorgung einsetzen sollen.⁴¹ Ehemalige Patient*innen beginnen demnach als Genesungsbegleiter*innen, beispielsweise in Kliniken, zu arbeiten. In Deutschland handelt es sich um eine aktuell im Entstehen begriffene Profession, die bisher – nach den Kriterien der Industrie- und Handelskammer – nicht zertifiziert ist.⁴² Es ist ein Berufsfeld, in dem derzeit sowohl die finanziellen Grundlagen als auch die konkreten Aufgabengebiete verhandelt werden – dementsprechend unterschiedlich gestaltet es sich aus, wie und was Genesungsbegleiter*innen tun: Sie leiten Schulungen oder therapeutische Gruppen, sind Patient*innenfürsprecher*innen in Organisationen, bieten flankierende Peer-Beratungen an oder sind im Qualitätsmanagement und der Organisationsentwicklung involviert.⁴³ Sie arbeiten in verschiedenen Bereichen der psychiatrischen Versorgung, beispielsweise im Betreuten Wohnen oder auch auf psychiatrischen Stationen.⁴⁴ Sie können auf Minijobbasis, als Honorarkraft oder auch regulär als Teil eines Stations-Teams angestellt sein.

Ein Bezugspunkt wird jedoch in allen Varianten (und auch Definitionen von Genesungsbegleitung beziehungsweise deren internationalem Äquivalent *Peer Support Work*) hergestellt: Genesungsbegleiter*innen sind Personen, die selbst Unterstützung auf Basis ihrer gelebten Erfahrung in und mit psychiatrischen Kontexten bieten können. Innerhalb meiner Ethnografie >Ver-rückte Expertisen<⁴⁵ setze ich mich damit auseinander, wie diese gelebte psychische Krisenerfahrung im stationären psychiatrischen Alltag verhandelt und eingebracht wird. Eine meiner Kernthesen ist, dass der alltägliche Einsatz von Erfahrung als anerkannte Expertise im (teil)stationären psychiatrischen Alltag über die Hervorbringung verschiedener Praktiken des Reflektierens von (psychiatrischen) Krisenerfahrungen erfolgt.

40 *Christine Schmid*: Ver-rückte Expertisen. Eine ethnografische Studie zu Genesungsbegleitung. Bielefeld 2020.

41 *Jörg Utschakowski/Gyöngyver Sielaff/Thomas Bock* (Hg.): Vom Erfahrenen zum Experten. Wie Peers die Psychiatrie verändern. Bonn 2009.

42 *Andrew D. Abbott*: Chaos of Disciplines. Chicago 2001.

43 U. a. *Candelaria Mahlke/Ute Krämer/Thomas Becker/Thomas Bock*: Peer Support in Mental Health Services. In: *Current Opinion in Psychiatry* 27 (2014), S. 276–281; *Karen L. Rebeiro Gruhl/Sara LaCarte/Shana Calixte*: Authentic Peer Support Work: Challenges and Opportunities for an Evolving Occupation. In: *Journal of Mental Health* 25 (2016), S. 78–86.

44 *Jörg Utschakowski*: Mit Peers arbeiten. Leitfaden für die Beschäftigung von Experten aus Erfahrung. Köln 2015, S. 12.

45 *Schmid*, wie Anm. 40.

Damit ist Reflexivität ein zentraler Aspekt meiner kulturanthropologischen Interpretation des Geschehens um Genesungsbegleitung. Sie zählt aber ebenso zum analytischen Vokabular psychiatrisch-psychologischer Ansätze und dem Vokabular meiner Informant*innen im Feld. In Supervisionen, Teamsitzungen, Lehranalysen, im therapeutischen Gespräch usw. findet kontinuierliches >Reflektieren< statt. Das geschieht in sehr unterschiedlichen Varianten, ist jedoch zumeist an ein individuelles Selbst gebunden.⁴⁶

Von den Akteur*innen im Feld selbst wurde sie als Unterscheidungsdimension der Erfahrungsexpertise von Genesungsbegleiter*innen gegenüber formal anerkannter Expertise beständig eingebracht und in Kraft gesetzt. Genesungsbegleiter*innen wurden geradezu dazu angehalten, ihre individuellen Krisenerfahrungen zu reflektieren, um sie für therapeutische Kontexte nutzbar zu machen. In dem ersten Beispiel meines ethnografischen Materials wird eine im Feld sehr häufig auftretende Variante der Konzeption von Reflexivität deutlich. Der Ausschnitt entstammt einem Gruppeninterview, in dem ein Psychiater, der tagtäglich auf einer geschlossenen psychiatrischen Station mit Genesungsbegleiter*innen zusammenarbeitet, seine Erwartungen folgendermaßen formulierte:

»[Ich wünsche mir, dass ein*e Genesungsbegleiter*in, Anm. CS] reflektiert von einer Erfahrung berichtet – wenn ich auf Station arbeite und ein Patient, der gerade vor Ort ist, der erzählt ja auch von seiner Erfahrung. Aber, der ist total drin. Dieses reflektiert über eine Erfahrung Sprechen, die ich bislang noch nicht erlebt habe.«⁴⁷

Dieser Bemerkung und dem gesamten Gruppengespräch nach, trägt das Reflektieren der eigenen Krisenerfahrung dazu bei, die akute Nutzer*in von der Genesungsbegleiter*in zu unterscheiden: Sie ist für den zitierten Gesprächspartner – im Gegensatz zu manchen Patient*innen/Nutzer*innen – imstande, reflexiv auf >ihre Erfahrung< zu blicken, sich von dieser zu distanzieren, sie in Teilen zu explizieren und den anderen Mitarbeiter*innen näher zu bringen. Dagegen ist das >Total-drin-Sein<, die Immersion in einer Krisenerfahrung von Genesungsbegleiter*innen in ihrer alltäglichen Arbeit, nicht erwünscht. Das führt eher dazu, dass Genesungsbegleitung un-

46 U. a. *Sue Atkins/Kathy Murphy*: Reflection: A Review of the Literature. In: *Journal of Advanced Nursing* 18 (1993), S. 1188–1192; *Carmel Flaskas*: The Space of Reflection: Thirdness and Triadic Relationships in Family therapy. In: *Journal of Family Therapy* 34 (2012), S. 138–156; *Corinne Gale/Thomas Schröder*: Experiences of Self-practice/Self-reflection in Cognitive Behavioural Therapy: A Meta-synthesis of Qualitative Studies. In: *Psychology and Psychotherapy: Theory, Research and Practice* 87 (2014), S. 373–392.

47 Fokusgruppeninterview vom 16. 1. 2015. Alle Interviewpartner*innen in diesem Text sind pseudonymisiert. Die empirischen Materialien liegen bei der jeweiligen Autorin.

produktiv wird, so die Einschätzung vieler meiner Forschungspartner*innen. »Es geht ja nicht nur darum, einfach nur seine Erfahrungen einzubringen, sondern darum, dass [die Genesungsbegleiter*innen] diese Erfahrung auch in besonderer Weise reflektiert haben müssen [...]«⁴⁸, äußerte ein anderer Gesprächspartner über Genesungsbegleitung. Reflexivität bezieht sich in diesem Beispiel rekursiv vor allem auf ein individuelles Krisenerleben. Dabei seien die einzelnen Personen in der Lage (zumindest partiell) ihre (Krisen-)Erfahrungen zu explizieren. Reflexivität erscheint so vor allem als bewusste, menschliche, individuelle Eigenschaft, die an das einzelne »vernünftige« (im Sinne eines vorsichtigen Abwägens und bewusster Wahl) Subjekt gebunden ist.

Demgegenüber standen in der folgenden Zusammenarbeit kollektive Aspekte von Reflexivität viel stärker im Vordergrund: Dieses zweite Beispiel handelt von einer multidisziplinären Diskussionsgruppe – bestehend aus einem Psychiater, zwei Psycholog*innen, drei Genesungsbegleiter*innen und einer Europäischen Ethnologin – die im Rahmen meines Dissertationsprojekts zum Thema Genesungsbegleitung entstand. Der beteiligte Psychiater initiierte diese, um die Ergebnisse meiner Masterarbeit zu diskutieren. Diese Diskussionsgruppe traf sich dreimal über einen Zeitraum von einem Jahr, sowohl in Berlin als auch in Hamburg. Wir zeichneten die Diskussionen auf, sie wurden transkribiert und dann – entsprechend anthropologischer Analysepraxis⁴⁹ – paarweise kodiert und interpretiert: Jeweils von einer Person mit gelebter Erfahrung auf psychiatrischen Stationen und einer Person ohne Psychiaterfahrung. Die Kodierung wurde von einem Tandem, das zusammen vor dem Computer saß und jeden einzelnen Absatz diskutierte, mit Hilfe von Kodierungssoftware durchgeführt. Die anderen beiden Tandems arbeiteten mit Ausdrucken. Die Transkriptions- und Kodierungsprozesse waren auch in den folgenden Gruppensitzungen Diskussionsthema. Nach anderthalb Jahren gemeinsamer Arbeit konnten wir die Analyse in einem Artikel über die berufliche Rolle von Peer-Support-Arbeiter*innen in Deutschland und ihre spezifischen Beiträge zur psychiatrischen Versorgung veröffentlichen.⁵⁰

Das Ziel dieser multidisziplinären Arbeitsgruppe war es, gemeinsam mit Genesungsbegleiter*innen einen Artikel über Genesungsbegleitung in Deutschland zu schreiben. Spätestens während der gemeinsamen Analyse begann ein aufwändiger Verhandlungsprozess, der es notwendig machte, dass die Teilnehmer*innen ihre Per-

48 Interview mit J. G. vom 22. 2. 2017.

49 Robert M. Emerson/Rachel I. Fretz/Linda L. Shaw: *Writing Ethnographic Fieldnotes*. Chicago 2011.

50 Kolja Heumann/Christine Schmid/Antje Wilfer/Suzan Bolkan/Candelaria Mahlke/Sebastian von Peter: *Kompetenzen und Rollen(-erwartungen) von Genesungsbegleitern in der psychiatrischen Versorgung – Ein partizipativer Forschungsbericht*. In: *Psychiatrische Praxis* 46 (2019), S. 34–40.

spektive und die Verwendung spezifischer Begriffe explizierten. Am Ende entschied sich die Gruppe, ein multivokales Papier zu schreiben, das nicht versucht, die Unterschiede in den Perspektiven zu verschleiern, obwohl eine einzige Stimme möglicherweise über mehr politische Schlagkraft hätte verfügen können. Die gemeinsame Publikation betonte die Heterogenität der verschiedenen Perspektiven im Gegensatz zu ihrer Synthese, während sie gleichzeitig das praktische Ziel eines Artikels verfolgte. Im Rahmen dieser Zusammenarbeit kam es über den relativ langen Zeitraum von eineinhalb Jahren immer wieder zu reflexiven Schleifen: Diskussionen aus den vorangegangenen Treffen oder den Transkripten wurden wieder aufgegriffen, mit individuellen Situationen verknüpft und neu diskutiert. Und diese Ergebnisse wurden im nächsten Treffen erneut bearbeitet. Reflexivität bezieht sich hier verstärkt auf den Prozess einer Gruppe, in der verschiedene Erfahrungen, Einschätzungen und Diskussionspunkte der einzelnen Gruppenmitglieder beschrieben, entworfen und zusammengetragen wurden.

Dabei wurde gewissermaßen das Reflexionsrepertoire für alle an diesem Prozess Beteiligten größer.⁵¹ Die durch gemeinsames Reflektieren entstandene Sammlung an verschiedenen Verständnissen, Interpretationen von Genesungsbegleitung versammelte in Addition mehr Aspekte als eine einzelne individuelle Variante des Reflektierens – in der die einzelne Genesungsbegleiter*in auf ihre biografischen Erfahrungen blickt, wie ich sie im vorigen Beispiel beschrieben habe.

Obwohl dabei keine inhaltliche Einigung entstand, ermöglichte diese Variante des gemeinsamen Reflektierens inhaltliche Weiterentwicklungen für die einzelnen Teilnehmer*innen durch die Reibung mit anderen epistemischen Standpunkten. Diese Art der gemeinsamen epistemischen Arbeit unter einem praktischen Ziel (in diesem Fall ein Artikel) betont kollektive Aspekte des Reflektierens – im Gegensatz zum ersten Beispiel. Dennoch wird auch hier die Bindung an ein bewusstes, menschliches Subjekt nicht aufgehoben, das über sprachlichen Ausdruck reflektiert und Reflexivität vor allem als eine menschliche Fähigkeit verhandelt – und nicht darüber hinaus gefasst. Die genutzten technischen Unterstützungen des Prozesses – vom Aufnahmegerät bis zur Codierungssoftware – betonten diesen Aspekt zusätzlich, da sie vor allem auf sprachliche Äußerungen ausgerichtet waren.

Allein jedoch die Beschreibung des Versuches, sich in einen gemeinsamen Prozess der Reflexion hinein zu begeben, schafft Möglichkeiten, Unerwartetes und Überraschendes für die anthropologische Theoriearbeit zuzulassen. Überraschend für mich war beispielsweise in der Zusammenarbeit, dass die dahingehende Sozialisation, sich als Anthropolog*in vorsichtig zu bewegen – im Umgang mit dem Forschungsgegenüber, in der Interpretation von empirischen Materialien et cetera – so manches Mal

51 *Niamh Stephenson/Dimitris Papadopoulos*: Outside Politics/Continuous Experience. In: *Ephemera: Critical Dialogues on Organization* 6 (2006), Heft 4, S. 433–453.

über Bord geworfen wurde. Ich hätte beispielsweise nie gewagt, die Metapher eines ›Hofnarrs‹ für das Berufsbild Genesungsbegleitung zu nutzen. Dies wurde jedoch explizit von anderer Seite so gewünscht. An dieser Stelle eröffnete sich eine für mich als Anthropolog*in unerwartete analytische Idee, die unter anderem durch eine neue Position innerhalb einer Gruppe und die Beachtung der Interpretationen unserer Gegengenüber im Forschungsprozess möglich wurde.

Es war mein Anliegen, mit diesen beiden Beispielen zunächst schlicht darauf zu verweisen, dass es von zentralem Interesse für anthropologische Theoriearbeit und ko-laborative Projekte ist, verschiedene Varianten von Reflexivität zu sehen und zu situieren. Im ersten Beispiel zeigte sich eine sehr starke Bindung an ein bewusstes, individuell-menschliches Subjekt und im zweiten Beispiel der Versuch, in kollektiver Zusammenarbeit über individuelles Reflektieren hinaus zu gehen – wobei dennoch ein stark mental-kognitiver Schwerpunkt erhalten blieb. Diese Beispiele unterscheiden sich sicherlich jedoch nicht nur dahingehend, wie reflektiert wurde, sondern vor allem auch darin wer und wie reflektiert wurde. Zunächst ist da ein Psychiater, der in einer Situation über Genesungsbegleiter*innen zu mir spricht. Im zweiten Beispiel handelt es sich um eine Gruppe, die über einen längeren Zeitraum einen Artikel verfasst. Diese Beispiele unterscheiden sich eklatant in Bezug auf die beteiligten Akteur*innen und Materialitäten, in Bezug auf die Zeitlichkeiten und so weiter.

Ich denke, das Ernstnehmen der reflexiven Potentiale unserer Felder für ethnografisches Theoretisieren ermöglicht es, unsere disziplinären blinden Flecken zu treffen; es ermöglicht auch, einen gemeinsamen Lernprozess zu unterstützen, der gleichsam analytische Ergebnisoffenheit ermöglicht.

Neue Muster der Verteilung von epistemischer Handlungsträgerschaft (J. Josties)

Wie verteilt sich epistemische Handlungsträgerschaft innerhalb einer ko-laborativen Forschung? Wie kann, sollte und muss ethnografische Theoriebildung unter Bedingungen konkreter, praktischer Zusammenarbeit operieren? Im folgenden Abschnitt werde ich diesen Fragen exemplarisch anhand der Darstellung meines Dissertationsprojektes zu ›Startup-Ökosystemen‹ nachgehen.

George Marcus und Kolleg*innen haben bereits 2015 vorgeschlagen, Theoriebildung immer konkret zu hinterfragen: ›In Bezug zu welchem generativen Projekt steht dies?‹ Theorie und Programmatik stünden in einem direkten Zusammenhang und müssten in einer »community of interest« kollektiv entwickelt, rezipiert, sach-

dienlich und wichtig werden.⁵² Vor dem Hintergrund solch ambitionierter Theoriearbeit können dabei laut Marcus zwei Komponenten im Forschungsprozess als neue Programmatik für Theoriebildung in der Anthropologie eine Rolle spielen: Erstens das »kollektive diagnostische Denken«⁵³, was wir hier »Theorie ko-laborativ fügen« nennen; und zweitens, neue, zeitgemäße Erhebungsmethoden: dabei verweist er auf den Plattform-Forschungsmodus, der aktuell im Fach eine forschungspraktische Rolle spielt und exemplarisch an den Arbeiten von Kim Fortuns »Asthma Files Project«⁵⁴ nachvollzogen werden kann.⁵⁵ Im Folgenden geht es zunächst um den Prozess des »kollektiven diagnostischen Denkens« im Forschungsverlauf und anschließend um den Modus ethnografischer Forschung zu, mit, in und über digitale Plattformen.

In meiner Dissertationsforschung versuche ich, die Verteilung von epistemischer Handlungsträgerschaft zu kartieren. Dafür interpretiere ich »Kartierung« frei und stelle mir meine unterschiedlichen »Stationen« des Denkens in Ko-Laboration mit epistemischen Partner*innen als eine Karte vor, auf der verschiedene Ereignisse und Erhebungen Denkprozesse in Gang setz(t)en, die meine Theoriearbeit und mein methodisches Handeln im Feld im Laufe der Forschung beeinflusst haben. Zu Beginn meiner Forschung interessierte mich auf Grundlage von Beobachtungen, die ich in Berlin machte, wie neue unternehmerische Umwelten entstehen und Städte verändern. Dann begann ich die Start-up-Szene in der *San Francisco Bay Area* zu ethnografieren, von der diese Entwicklung auszugehen schien. Besonderes Augenmerk habe ich auf die digitalen Infrastrukturen gelegt, derer sich die Akteur*innen bedienen und in denen sie Ideen entwickeln. So konnte ich Projekte und Prozesse beobachten, die sich in Berlin fortsetzten, worauf ich dann meinen Fokus legte. Im Verlauf meiner Forschung ließ sich dabei das folgende Muster, das Marcus formuliert, bestätigen: »(the) collective diagnostic thinking, that each project makes accessible, becomes programmatic in the field before it becomes programmatic in disciplinary discussion.«⁵⁶

In meinem Forschungsprozess stellte sich dies wie folgt dar: Die Theoriearbeit, die für meine Forschung relevant wurde, steht im Verhältnis zum »generativen Projekt« Wirtschaften anders zu strukturieren. Am Anfang hätte ich nicht ahnen können,

52 *George E. Marcus: The Ambitions of Theory Work in the Production of Contemporary Anthropological Research.* In: Dominic Boyer/James D. Faubion/George E. Marcus (Hg.): *Theory Can Be More than it Used to Be. Learning Anthropology's Method in a Time of Transition.* Ithaca 2015, S. 48–64, hier S. 48 ff.

53 Ebd., hier S. 52.

54 *The Asthma Files (TAF).* URL: <https://theasthmafiles.org/> (Stand: 9. 4. 2020).

55 *Kim Fortun/Mike Fortun/Erik Bigras/Tahereh Saheb/Brandon Costelloe-Kuehn/Jerome Crowder/Daniel Price/Alison Kenner: Experimental Ethnography Online.* In: *Cultural Studies* 28 (2014), S. 632–642.

56 *Marcus*, wie Anm. 52, S. 52.

dass die Analyse und Beschreibung der Wirtschaftspraktiken, die sich mir im Feld darlegten, erfordern würden, das aus der Biologie stammende Ökosystemkonzept anthropologisch zu situieren. Dies ist darauf zurückzuführen, dass Akteur*innen im Feld selbst derzeit den Begriff des ›Ökosystems‹ verwenden, um das wirtschaftliche Umfeld, in dem sie sich bewegen, und das sie durch ihre eigenen (wirtschaftlichen) Praktiken der Infrastrukturerung mit entstehen lassen,⁵⁷ zu beschreiben. Ganz konkret erfahre ich von der Metapher ›Ökosystem‹ Anfang 2015 in Interaktion mit Akteur*innen, deren Kontakt ich gesucht hatte, weil sie an der Herstellung ›neuen Wirtschaftens‹ in der *San Francisco Bay Area* beteiligt waren: In einem sogenannten Coworking Space höre ich von Besucher Michael, der sich dort für eine *coworking-session* eingemietet hatte, erstmals vom ›Startup Ökosystem‹. Der Kontakt entsteht, weil er erfährt, dass ich aus Berlin komme. Er hatte dorthin einen ›Trip‹ geplant, um sich einen Eindruck vom dortigen ›Startup Ökosystem‹ zu verschaffen. Ein Entrepreneur aus Australien habe ihm dies empfohlen. Dass solche Arten des Vergleichs zwischen verschiedenen Regionen unternommen und rezipiert werden, erfahre ich von nun an während weiterer Recherchen ständig. Laut *Financial Times* besteht ein ›entrepreneurial ecosystem‹ aus sechs Domänen/Elementen: »tolerance of risk«, »availability of finance (venture capital)«, »human capital, training programs«, »venture friendly markets«, »institutional and infrastructural support«, »facilitating policies and leadership«. ⁵⁸ Das so genannte ›Startup Genome‹⁵⁹ gibt jedes Jahr Zahlen und Statistiken heraus, die unterschiedliche ›Startup Ökosysteme‹ nach eben solchen Kriterien analysieren und Anregungen für die Ansiedlung von Startups oder Investitionen in Startups geben. So kommt es, dass Entrepreneur*innen sich für die Realisierung und Ausweitung unternehmerischer Projekte in Berlin einfinden, um Kontakte zu knüpfen und sich Inspiration zu holen. In Bezug auf ihre Vorhaben sagen sie mir: »Berlin is the right place, but we knew this before.«⁶⁰ Narrative und Imaginationen über Regionen sind bereits bekannt, werden über digitale Kanäle kreiert und verbreitet, über die Metapher des Ökosystems verhandelt und dadurch Grund-

57 Jörg Niewöhner: Perspektiven der Infrastrukturforschung: care-ful, relational, ko-laborativ. In: Diana Lengsdorf/Matthias Wieser (Hg.): Schlüsselwerke der Science & Technology Studies. Wiesbaden 2014, S. 341–352, hier S. 348.

58 *Financial Times Lexicon – The Definitive Dictionary of Economic, Financial and Business Terms*. O.J. URL: <http://lexicon.ft.com/PrintTerm?term=entrepreneurial-ecosystem> (Stand: 15. 4. 2017).

59 Das Startup Genome mit Sitz in San Francisco, Berlin und Neu-Delhi bringt seit 2012 regelmäßig ›Startup Ecosystem Reports‹ heraus mit Analysen zu einzelnen Regionen und globalen Übersichten; Zielgruppe sind in erster Linie Regierungsorganisationen, die ›Startup Ökosysteme‹ in bestimmten Regionen vorantreiben möchten. URL: <https://startupgenome.com/> (Stand: 9. 4. 2020).

60 Auszug aus Feldnotizen.

lage von entsprechenden Expeditionen. Ein weiterer expliziter und stärker konzeptioneller Umgang mit dem Ökosystemkonzept findet in sich selbst organisierenden Netzwerken statt. Sie entstehen über digitale Plattformen und versuchen, andere Formen des Wirtschaftens, geleitet von Konzepten wie zum Beispiel des *commonings* zu etablieren. Zu einigen solcher Netzwerke hatte ich in unterschiedlicher Form durch meine Forschung und ko-laborative Experimente und Projekte Zugang. Das half mir zu erkennen, dass auf diesen Plattformen eine stark selbstreflexive, theoriegeleitete Arbeit stattfindet. Die Ökosystem-Metapher dient auch hier zur Selbstbeschreibung. Theoriebildung ist dem Feld immanent.

Folglich brachte mich die Nutzung des Ökosystembegriffs im Feld dazu, einen Beitrag zur anthropologischen Diskussion über gegenwärtige Wirtschaftspraktiken und -dynamiken unter Rückgriff auf ökologische Ansätze in der Anthropologie und den Ökosystembegriff im Speziellen leisten zu wollen. Die zentrale Frage lautet dabei: Wie lassen sich Wirtschaftspraktiken im Feld unter Rückgriff auf ein anthropologisch gewendetes Ökosystemkonzept analysieren, beforschen, und verstehen?⁶¹ Als Resultat dieser Nutzung und Problematisierung des Ökosystemkonzepts für ein besseres Verständnis gegenwärtigen Wirtschaftens aus anthropologischer Sichtweise wurde das Konzept zu einem geteilten epistemischen Interesse von meinen Ko-Laborateur*innen und mir.

Meine parallel verlaufenden Literaturrecherchen zu der gegenwärtigen Prävalenz des Ökosystem-Begriffs im Feld machten mich schließlich auf die Arbeiten von James F. Moore aufmerksam, der das ursprünglich aus der Biologie stammende Konzept des Ökosystems im Jahr 1993 erstmals auf die Unternehmenswelt anwendete.⁶² Moore bezog sich dabei nicht nur auf die Arbeit von Biolog*innen, wie zum Beispiel Stephen Jay, sondern auch auf die Arbeiten des Anthropologen und Kybernetikers Gregory Bateson, insbesondere das Werk *»Mind and Nature«* und seiner Vorstellung von *»coevolution«*.⁶³ Dies führte mich zu einer Auseinandersetzung mit Geschichte und Gegenwart des Ökosystembegriffs und seine ambivalente Rolle im ökologischen Denken in der Anthropologie.⁶⁴ Der Ökosystemansatz verbreitete sich in den 1960er Jahren insbesondere in den USA. Er war attraktiv, da er holistische Studien von Menschen in ihrer physischen Umwelt begünstigte, gemeinsame Prinzipien zwischen

61 Diese Frage werde ich versuchen in meiner Dissertation zu beantworten.

62 Grundlage des damals von James F. Moore entwickelten systemischen Ansatzes für die Unternehmenswelt war: *»companies coevolve capabilities around a new innovation«* (S. 76). Daher seien einzelne Unternehmen nicht als Mitglied einer Industrie anzusehen, sondern als Teil eines Gründerökosystems. *James F. Moore: Predators and Prey: A New Ecology of Competition.* Harvard Business Review May–June (1993), S. 75–86.

63 *Gregory Bateson: Mind and Nature: A Necessary Unity.* New York 1946, S. 46.

64 *Frank Benjamin Golley: A History of the Ecosystem Concept in Ecology. More Than the Sum of the Parts.* New Haven/London 1993.

Biologie und Anthropologie nahelegte und es ermöglichte, sozial- und naturwissenschaftliche Fragen zusammenzubringen. Somit bereitete er den Weg für relationale und interaktionale Ansätze in der anthropologischen Forschung zu Mensch-Umwelt-Beziehungen.⁶⁵ Dennoch wies der Ansatz einige Probleme auf, zum Beispiel, dass das Ökosystemmodell immer nur einen Gegenwartszustand, nicht aber Wandel beschreiben kann.⁶⁶ So kam es, dass sich viele der damaligen Vertreter*innen später vom Ökosystemkonzept distanzieren. Im aktuellen Kanon ist dieser Strang anthropologischer Forschung nicht zuletzt deshalb unterrepräsentiert. Vor dem Hintergrund gesteigerten Interesses an Sozialitäten und Politiken, die in größeren Maßstäben von Mensch-Umwelt-Koppelungen gedacht werden, erfährt die ökologische Anthropologie gegenwärtig allerdings neue Aufmerksamkeit zum Beispiel in der Forschung zur Nachhaltigkeit und zum Konzept des Anthropozän.⁶⁷ Eine Anwendung anthropologisch-ökologischen Denkens auf gegenwärtige Wirtschaftspraktiken und -umwelten, wie ich sie in meiner Dissertation versuche, steht dabei weniger im Fokus.

Für mein methodisches Vorgehen ergab sich im weiteren Prozess Folgendes: Um neue Formen des Wirtschaftens und unternehmerischen Handelns zu beleuchten, habe ich versucht, die Breite von »Ökologien von Praktiken«⁶⁸ zu untersuchen – insbesondere die Prozesse, Dynamiken und Formen der Vernetzung in digitalen Plattformen, die auf die Herstellung von »Startup Ökosystemen« indirekt einwirken und somit an ihr beteiligt sind. Zum Beispiel habe ich nachvollzogen, wie Akteur*innen vorgehen, wenn sie Regionen, die als »Startup Ökosysteme« verstanden werden, aufsuchen. Ich wollte nachempfinden, ob die Vorstellung oder »Gewissheit« sich in einem Ökosystem zu bewegen, bewirkt, dass bestimmte Erkundungen eingeschlossen und andere ausgeblendet werden. Ein anthropologisch »dynamisierter« ökosystemischer Ansatz, der versucht Wandel mit abzubilden, hat das Potenzial, das oft von rasanter Geschwindigkeit geprägte Alltagsgeschehen in den Blick zu rücken und dabei über die formal-normativen Kriterien, die ein »Startup Ökosystem« ausmachen sollen, in der Untersuchung hinaus zu gehen. Dies zu belegen ist noch zu leisten. Immerhin habe ich Einblick gewonnen, wie sich Wirtschaften derzeit von klassischen Formen der Organisation, der Wertschöpfung und des Wachstums wegbewegt, welche Praktiken dabei eine Rolle spielen und wie Prozesse vor Ort und in den digitalen Infrastrukturen ablaufen – immer von der kritischen Frage begleitet, für wen dies

65 *Emilio F. Moran*: Ecosystem Ecology in Biology and Anthropology: A Critical Assessment. In: ders. (Hg.): *The Ecosystem Approach in Anthropology. From Concept to Practice*. Ann Arbor 1990, S. 3–40, hier S. 15 ff.

66 *Moran*, wie Anm. 65, hier S. 7–8.

67 *Andrew Barry/Mark Maslin*: The Politics of the Anthropocene: A Dialogue. In: *Geo: Geography and Environment* 3 (2016), Heft 2, S. 1–12.

68 *Isabelle Stengers*: An Ecology of Practices. In: *Cultural Studies Review* 11 (2005), Heft 1, S. 183–196.

eigentlich von Vorteil und Nutzen ist und an was für einem >generativen Projekt<, Wirtschaften anders zu strukturieren, jeweils gearbeitet wird. Mein Zwischenergebnis ist: >Startup Ökosysteme< entstehen nicht maßgeblich nur an lokalisierbaren Orten (wie z. B. dem *Silicon Valley*), sondern in, mit und durch digitale Plattformen.

Meine Forschungsarbeit fand daher auch maßgeblich in digitalen Plattformen statt. Das bereits erwähnte Projekt >Asthma Files< sieht vor, dass digitale Plattformen von Anthropolog*innen selbst in die jeweiligen Felder eingefügt werden, wenn auch in kollektiver Zusammenarbeit. In meiner Forschung fand dies so nicht statt, sondern ich habe in bereits vorhandenen Plattformen phasenweise projektbezogen mit agiert. Daher stellt sich die Frage, ob es nicht sinnvoll wäre, solch eine Variante der Arbeit mit Plattformen auch als einen Modus des ko-laborativen Forschens zu definieren – nicht im Sinne einer Datenanalyse von zum Beispiel Twitter-Kommentaren, sondern indem man sich als Forschende*r in einer Plattform ko-laborativ etabliert und die bereits vorhandenen Infrastrukturen nutzt, um sich aktiv und transparent in diese einzubringen.

Ich hätte von den oben aufgeführten epistemischen Auseinandersetzungen nicht gewusst, wenn ich nicht im Laufe meiner Forschung Mitglied relevanter Plattformen geworden wäre. Das heißt, meine Forschung war zwar auch, aber keineswegs nur von Beobachtungen und Tonaufnahmen vor Ort geprägt. Sie lebte indessen maßgeblich von der Teilnahme und Partizipation in den Infrastrukturen und Projekten von Ko-Laborateur*innen. Dadurch offenbarten sich mir in den Plattformen selbst neue >Datensätze<.⁶⁹ Diese Ressource für »kollektives diagnostisches Denken« machte eine Beschäftigung mit Theoretisierungen, Selbstreflexionen und »kontrollierte Experimente«⁷⁰ überhaupt erst möglich. Allerdings hängt der Status von Theoriearbeit weiterhin von bewährten und vertrauenswürdigen empirischen Methoden ab, denn zwischen beiden besteht ein Verweisungszusammenhang.⁷¹ Die unterschiedlichen Varianten, in denen sich ethnografische Forschung derzeit digital entfaltet (und in meinem Beispiel ist dies extensiv der Fall), müssten in einem nächsten Schritt als Methodenapparat aufbereitet werden – wobei Vertrauenswürdigkeit und Möglichkeiten der Datennutzung gewährleistet sein müssen, damit sich der Plattformmodus als eine neue Programmatik der ethnografischen Forschung durchsetzen und etablieren kann.

Zusammenfassend lässt sich sagen: Vor dem Hintergrund meiner Forschung, in der ich mich ko-laborativ in bereits bestehende Zusammenhänge begeben habe und sich die von Akteur*innen selbst betriebenen Plattformen als vielversprechende

69 *Anne Beaulieu*: From Co-Location to Co-Presence: Shifts in the Use of Ethnography for the Study of Knowledge. In: *Social Studies of Science* 40 (2010), S. 453–470.

70 *Marcus*, wie Anm. 52, hier S. 49.

71 *James D. Faubion*: On Programmatic. In: *Dominic Boyer/James D. Faubion/George E. Marcus* (Hg.): *Theory Can Be More than It Used to Be. Learning Anthropology's Method in a Time of Transition*. Ithaca 2015, S. 39–47.

Ressource für gemeinsame Theoriearbeit herausstellten, lässt sich bezogen auf das zentrale Thema dieses Beitrages ableiten: Wenn sich ›Theorie ko-laborativ‹ fügt, heißt dies, dass sich epistemische Handlungsträgerschaft in einem neuen Muster verteilt. Im Rahmen meines Forschungsprozesses fügten sich anthropologische Perspektiven mit den »general ideas«⁷² der ebenfalls erkenntnisgeleiteten Ko-Laborateur*innen. Als Resultat dessen habe ich mich beispielsweise mit dem Ökosystembegriff auseinandergesetzt und diesen zum zentralen erkenntnisleitenden Konzept meiner Forschung gemacht. Dadurch hat sich mein anthropologisches Verständnis von wirtschaftlichem Handeln verändert, was sich auf den Verlauf des Forschungsprozesses ausgewirkt hat. Die Kontrolle über diesen Prozess lag jedoch nicht allein bei mir. Ich denke anders über gegenwärtiges wirtschaftliches Handeln nach, weil mein Denken in Relation zu den Praktiken und Reflexionen der Akteur*innen aus dem Feld geschieht. Ich nehme die erkenntnisleitenden Konzepte der Akteur*innen im Feld ernst, lasse mich auf sie ein und bringe sie mit der Anthropologie in Dialog, um sie gegebenenfalls in einer produktiven Weise zu wenden, was ebenfalls einen erkenntnisleitenden Mehrwert ergibt. Solch eine Theoriearbeit könnte dazu beitragen, den Empirie-Theorie-Nexus⁷³, in dem empirisches Material immer wieder vor dem Hintergrund unterschiedlicher theoretischer Perspektiven gelesen und interpretiert wird, in seiner Komplexität zu erhöhen. Das Neue an der ko-laborativen Forschung ist somit, dass sie gewissermaßen einen Kontrollverlust an Agency in der Theoriearbeit einleitet, aushält, transparent und produktiv macht – zu Gunsten eines stärkeren Zusammendenkens und -arbeitens an ›generativen Projekten‹, aber immer unter dem Vorzeichen eigener Prämissen und theoretischer Ambitionen.

›Rückkehr‹ zur distanzierten Analyse: Das Konzept des Offenen Dialogs (L. Cubellis)

In meiner Forschung arbeite ich mit Praktiker*innen und Nutzer*innen eines alternativen Behandlungsmodells für Psychosen in Berlin zusammen. Das Modell, das sich ›Offener Dialog‹ nennt, zielt darauf ab, Krankenhausaufenthalte von Klient*innen sowie Medikamenteneinnahmen zu minimieren und ihre familiären und sozialen Netzwerke zu stärken. Das Modell kann individuell und flexibel angepasst werden und basiert auf einem nichthierarchischen Ansatz, mit psychischen Krisen umzugehen.⁷⁴ Ursprünglich wurde der Offene Dialog in Westlapland in Finnland entwi-

72 Rabinow, wie Anm. 17, S. 86.

73 Knecht, wie Anm. 28.

74 Mary Olson/Jaakko Seikkula/Douglas Ziedonis: The Key Elements of Dialogic Practice in Open Dialogue. Worchester, MA 2014.

ckelt, als Format fand er in diversen Experimenten in ganz Europa Einzug und wurde zuletzt in Teilen der USA und in Brasilien umgesetzt.⁷⁵

Ich beschäftige mich bereits seit Zeiten meines Public Health Studiums 2013, als ich als Forschungsassistentin tätig war, mit Praktiker*innen und Nutzer*innen des Offenen Dialogs. Damals war ich Teil eines interdisziplinären Umsetzungs- und Evaluierungsteams für ein Projekt des Offenen Dialogs in New York City. Das New Yorker Projekt war ein enormes Unterfangen: ein chaotisches und zum Teil nicht funktionierendes psychiatrisches Versorgungssystem sollte einen transformativen stadtweiten Wandel herbeiführen. Es verlief zwar nicht wie erhofft, aber die unternommenen Anstrengungen waren bewundernswert.

In diesem Zusammenhang kam ich mit Teams in Kontakt, die in Berlin arbeiteten und seit mehr als einem Jahrzehnt ähnliche Arbeit in einem gemeindebasierten Kriseninterventionsprogramm leisten. Sie unterstützten mich enorm, leiteten mich an und luden mich letzten Endes ein, meine Doktorarbeit im Rahmen einer Forschung bei ihnen in Deutschland zu verfassen.

Aber wohin führt solch eine Reise? Wenn wir den Weg von unseren Einsatzorten zurückverfolgen, dann hat das für viele von uns Ethnograf*innen viel mehr mit persönlichen Beziehungen, Kontingenzen und Glück zu tun, als wir in den eher wissenschaftlichen Präsentationen unserer Daten thematisieren. Ich habe mich anfangs nicht nur ethnografisch mit der Praxis des Gesundheitswesens befasst, sondern war tatsächlich als praktisch Tätige an einem Projekt beteiligt, in dem die Gesundheit von Menschen verbessert werden sollte. Diese praktische Involviertheit hatte natürlich Auswirkungen auf den Charakter meiner ursprünglichen Beziehung zu den Berliner Teams – es gab die zugrunde liegende Annahme gemeinsamer Ziele und Interessen, nämlich, dass sich fortschrittliche Behandler*innen gegen die üblichen, größeren Strukturen der psychiatrischen Behandlung verbündeten.⁷⁶

In Ergänzung zu den Diskussionen rund um das Potenzial gemeinsam hergestellter Reflexivität sowie der Entwicklung situierter anthropologischer Konzepte werde ich an dieser Stelle die Gefahren thematisieren, die das Analysieren an der Seite epistemischer Partner*innen mit sich bringt. Zunächst werde ich die Fallstricke, die

75 Phil Brown/Stephen Zavestoski/Sabrina McCormick/Brian Mayer/Rachel Morello-Frosch/Rebecca Gasior Altman: Embodied Health Movements: New Approaches to Social Movements in Health. In: *Sociology of Health and Illness* 26 (2004), S. 50–80; Michal M. Klapcinski/Joanna Rymaszewska: Open Dialogue Approach – about the Phenomenon of Scandinavian Psychiatry. In: *Psychiatric Politics* 49 (2015), S. 1179–1190; Jaakko Seikkula/Birgitta Alakare/Jukka Aaltonen: The Comprehensive Open-Dialogue Approach in Western Lapland: II. Long-term Stability of Acute Psychosis Outcomes in Advance Community Care. In: *Psychosis* 3 (2011), S. 192–204.

76 Lauren Cubellis: *Voices of Care: Dialogic Practice and Neoliberal Constraint in German Psychotherapy*. Vortrag bei der Jahrestagung der American Anthropological Association. Minneapolis, 19. 11. 2016.

sich aus der Nähe zu den Informant*innen und in der gemeinsamen Theoriearbeit ergeben, ins Zentrum meiner Betrachtungen stellen. Daraufhin stelle ich dar, wie ich diese schlussendlich überwand.

Für die Anhänger*innen des Offenen Dialogs stellt das Modell eine dringend benötigte Alternative zur üblichen psychiatrischen Behandlung dar. Es setzt auf Flexibilität, eine patient*innenzentrierte Versorgung, eine Reduzierung von Krankenhausaufenthalten, auf Polyphonie und vor allem auf die Bereitschaft, Ungewissheiten zu tolerieren. >Ungewissheit zu tolerieren< bedeutet in diesem Fall für die Mitarbeiter*innen, in einem Krisengespräch präsent zu sein, ohne zu versuchen, diese Krise sofort zu lösen. Es bedeutet, sich nicht auf Diagnostik, Interpretationen oder Lösungen zu konzentrieren und im Gespräch anzuerkennen, dass die Worte, die wir als Kliniker*innen, Patient*innen und Familienmitglieder verwenden, immer polyphon und vielschichtig sind und eine Vielzahl von Bedeutungen erzeugen.

Dieses Konzept des Dialogs bezieht sich direkt auf die Forschung Bakhtins.⁷⁷ Darauf Bezug nehmend bemühen sich Praktiker*innen, familiäre Netzwerke im Hinblick auf divergierende Perspektiven, die in ihren sozialen Beziehungen existieren, zu analysieren. Unterschiedliche Geschichten, Worte und Erfahrungen laufen um die Krise herum zusammen. Indem man sie aufdeckt und neu ausrichtet, so die Überzeugung, besteht die Möglichkeit, ein neues Verständnis für das Netzwerk zu schaffen. Dies wird als therapeutisches Potential verstanden:

»Compared to narrative and solution-focused therapies, in dialogic approaches the therapists' position becomes different. Therapists are no longer interventionists with some preplanned map for the stories that clients are telling. Instead, their main focus is on how to respond to clients' utterances, as their answers are the generators for mobilizing the client's own psychological resources – since >for the word (and consequently for a human being) there is nothing more terrible than a lack of response< [Bakhtin 1984: 127]. Respecting the dialogical principle that every utterance calls for a response, team members strive always to answer what is said. Answering does not mean giving an explanation or interpretation, but, rather, demonstrating in a therapist's response that one has noticed what has been said and, when possible, opening up a new point of view on what has been said.«⁷⁸

Als ich begann, meine Dissertation zu schreiben, war ich davon überzeugt, dass das >Tolerieren von Unsicherheit< die theoretische Linse ist, durch die ich meine empiri-

77 *Mikhail Bakhtin: Problems of Dostoevsky's Poetics.* Minneapolis 1984.

78 *Jaakko Seikkula: Becoming Dialogical: Psychotherapy or a Way of Life? The Australian and New Zealand Journal of Family Therapy* 32, S. 179–193, hier S. 187.

schen Daten betrachten würde, um die Art und Weise zu verstehen, wie Klinikärzt*innen im offenen Dialog mit konkurrierenden Behandlungsmöglichkeiten umgehen. Dies war das Konzept, dem ich in der Praxis am häufigsten begegnet war, über das meine Informant*innen am meisten sprachen und das ich selbst fast phänomenologisch erlebt hatte: diese Vorstellung, dass das Leben und die psychiatrische Erfahrung von Natur aus unsicher sind und von einem Ort des Unwissens und nicht von einem Ort der diagnostischen Gewissheit aus angegangen werden müssen. Es bot sich fast >natürlicherweise< an. Darüber hinaus gibt es auffallende Parallelen zwischen dem Offenen Dialog als Modell und der ethnografischen Praxis. Insofern erschien meine Wahl für dieses Konzept mehr als naheliegend. Beide konzentrieren sich auf Reflexivität, Offenheit, iterative Erkenntnismöglichkeiten und die Bedeutung von Prozessen. Auch in der ethnografischen Arbeit gibt es Unsicherheit und wir tolerieren sie, so gut wir können.⁷⁹ Die Konzepte fühlten sich wie eine naheliegende Ergänzung und ein überzeugendes Beispiel für Zusammenarbeit an.

Aber als ich anfang zu schreiben, fühlte ich mich in einer Weise diesem Konzept verpflichtet, die es für mich eher zu einer Einschränkung als zu einem Werkzeug machte. Meine Betreuer, mein Promotionsausschuss und die Rezensent*innen einer anthropologischen Zeitschrift in den USA zeigten Unzufriedenheit mit meiner konzeptuellen Rahmung. Natürlich sind die disziplinären Dimensionen dieser Art von Feedback diskutabel. Dennoch erhielt ich von verschiedenen Seiten die Botschaft, dass meine Analyse dem Modell des Offenen Dialogs zu nahestehe, dass ich dessen Konzepte reproduziere und dass ich die kritische Distanz verloren hätte, die ein zentrales Merkmal anthropologischer Untersuchungen ist. Ich erinnere mich, dass ich meine Betreuerin schließlich fragte: »Muss ich für meine Analyse die Vorstellung aufgeben, dass dieses Modell gut ist?« Sie antwortete: »Ja.« Nach fast sieben Jahren Arbeit mit engagierten Kliniker*innen, die verzweifelt versuchten, die psychiatrische Versorgung zu verbessern, bedeutete dies eine radikale Neudefinition unserer Beziehung sowie meiner Konzeptarbeit.

Während ich darüber leicht in Panik geriet, dass ich mit der Verschriftlichung meiner Dissertation beginnen musste, sprach ich mit einem Kollegen. Er sagte mir, ich solle ihm die Dissertation erklären, ohne den Begriff der >Unsicherheit< zu verwenden.

Ohne das Wort Unsicherheit zu verwenden, beschrieb ich die unterschiedlichen Arten, wie die verschiedenen Interessenvertreter*innen – das heißt Kliniker*innen, Krankenhausärzt*innen, Versicherungsanbieter*innen, Ausbilder*innen und Patient*innen – sich jeweils auf das Konzept der psychischen Krise und das Modell des Offenen Dialogs bezogen. In einem Feedback zu meiner Analyse wies mich der ge-

79 *Ulf Hannerz*: *Anthropology's World. Life in a Twenty-first-century Discipline*. Chicago 2010; *Lisa Stevenson*: *Looking Away*. In: *Cultural Anthropology* 35 (2020), S. 6–13.

nannte Kollege auf einen Artikel von Frank Heuts und Annemarie Mol aus dem Jahr 2013 hin, in dem sie die unterschiedlichen Praktiken, mit denen sich die verschiedenen Interessenvertreter*innen eine >gute< Tomate vorstellen, beschreiben.⁸⁰ Heuts und Mol analysieren das Bewerten dabei als eine Care-Praxis, in der normative Ordnungen ausgehandelt werden. Sie arbeiten heraus, dass die Qualitätszuschreibungen an eine >gute< Tomate abhängig von der Position sind, die in Bezug auf die Tomate eingenommen wird (sei es eine lokale Erzeugerin, ein industrieller Produzent, eine Tomatenlieferantin, ein Restaurantkoch, eine lokale Verbraucherin usw.). Die Praktiken des Bewertens sind relational, beeinflussen sich zum Teil gegenseitig, können aber auch radikal voneinander abweichen. Das Bild einer guten Tomate wird ständig im Verhältnis zu anderen Anforderungen, Positionen, Relationen, Situationen verhandelt. Die Zuweisung ihres >Werts< wird hier also prozessual als Praxis analysiert.

Die Auseinandersetzung mit diesem Artikel gab mir die Möglichkeit, die Unsicherheit im Offenen Dialog nicht länger im Hinblick auf seine politischen, das psychiatrische System transformierenden Implikationen hin zu analysieren. Dies war, so wurde mir bewusst, nur eine Perspektive unter vielen, die ich insbesondere aus Verantwortungsgefühl meinen Forschungspartner*innen und dem Modell gegenüber eingenommen hatte. Mit der Perspektivierung von Heuts und Mol gelang es mir, die stark normativen Bewertungsmaßstäbe meiner Informant*innen zu erkennen und diese symmetrisch zu den Anliegen der Kritiker*innen des Modells sowie anderer Interessengruppen zu analysieren.

Und dann offenbarte sich der meiner Ansicht nach interessanteste Teil dieser Geschichte. Ich sprach mit einer anderen Kollegin aus der Philosophie, die den Offenen Dialog aus einer phänomenologischen Perspektive studierte, und erklärte ihr die neue Umstrukturierung für die Dissertation unter Verwendung von Mols Analytik. Als ich fertig war, hielt sie inne, neigte den Kopf und sagte zu mir: »Ist Ihnen klar, dass Sie damit Ihre eigene Darstellung tatsächlich dialogischer gemacht haben?« Einen Moment lang war ich fassungslos und dann erkannte ich, dass sie Recht hatte. Indem ich mein Verantwortungsgefühl für das Thema, für die Darstellung des Kampfes von Menschen, die ich bewunderte und die mir am Herzen lagen, ablegte und den Offenen Dialog aus unterschiedlichen Blickwinkeln schilderte, stellte ich das Dialogische und die dafür notwendige Polyphonie in meiner eigenen Darstellung tatsächlich in den Mittelpunkt. Und so fand ich mich plötzlich in der Situation wieder, lokale Konzepte zu verwenden, die aus der spezifischen Art der Zusammenarbeit entstanden, die sich aber radikal von meinen ersten Eindrücken und der Theoriebildung unterschieden, die ich zu Beginn vor Ort betrieben hatte.

80 Frank Heuts/Annemarie Mol: What is a Good Tomato? A Case of Valuing in Practice. In: Valuation Studies 1 (2013), S. 125–146.

In Anbetracht dieser Erfahrung möchte ich vorschlagen, die Zusammenarbeit an Konzepten im Feld als eine Frage von Nähe und Distanz zu betrachten: Es ist wichtig, die angemessene Positionalität entlang eines Spektrums von lokaler Involviertheit im Feld bis zur Kritik durch die Anthropolog*in als außenstehender Beobachter*in auszutarieren. Gemeinsame Zusammenarbeit an Konzepten führt dazu, dass ethisch-politische Verpflichtungen miteinander konfrontiert und neu bewertet werden müssen. Dies ist selbstredend keine völlig neue Erkenntnis, aber erfordert eine Neuverhandlung darüber, wie wir anthropologische Autorität verstehen. Deutlich wird die dringende Notwendigkeit, sich während und nach der Forschung Raum und Zeit für wiederholte Revisionen und Feedbackschleifen zu verschaffen. Die Neuverhandlung der anthropologischen Autorität könnte also vielleicht eher die Frage aufwerfen, wie wir lernen, eine praktisch handhabbare Distanz in Bezug zu lokal in Feldern verwendeten Konzepten herzustellen und wie insbesondere der Austausch mit Kolleg*innen organisiert werden kann, um dabei behilflich zu sein. Dies könnte viele Formen annehmen, von der systematischen Umsetzung solcher Bemühungen in ethnografische Ausbildungsprogramme bis hin zu gemeinsamen Arbeitseinsätzen, wie wir sie im Labor und hier in diesem Beitrag thematisieren.

Skalierung entlang des Feldes als Theoretisierungspraxis (A. Klein)

Ziel dieses Teiles ist es, anhand einer gerade begonnenen Feldforschung mit Modellierer*innen, die mit Computermodellen und Simulationen Mensch-Umwelt-Beziehungen untersuchen, zu überlegen, wie eine ko-laborative Skalierung ethnografischer Theoriebildung aussehen kann. Was kann es bedeuten, ethnografische Forschung entlang der Skalierungsversuche der Felder zu entwickeln? Im Unterschied zur Auseinandersetzung mit Reflexion ist Skalierung eine weniger etablierte Praxis der Theoretisierung in der Anthropologie.

Es geht in diesem Fall nicht einfach um ein Hoch- oder Herunterskalieren von Theorie oder ihre Verallgemeinerung in eine andere räumliche oder zeitliche Ebene. Im Folgenden geht es vor allem darum, Skalierung als Konzept im Feld zu verstehen, sie als Praxis zu verfolgen, um dann die Frage nach Skalierung entlang des Feldes differenzierter stellen zu können. Das ist in diesem Fall deswegen vielversprechend, weil dieses Konzept auch von meinen Forschungspartner*innen durchaus kontrovers diskutiert wurde, nämlich sowohl als Möglichkeit der Theoretisierung als auch als Hoch- und Herunterskalieren. Dabei stand die Frage im Raum, wie durch Skalierung die Aussagekraft und Reichweite der von ihnen entwickelten Modelle erhöht werden kann.

Für meine Promotion werde ich eine vergleichende Studie von drei Fällen durchführen, in denen interdisziplinäre Arbeitsgruppen mit verschiedenen Methoden der

Computersimulation und mathematischer Modellierung versuchen, unterschiedlicher Mensch-Umwelt-Beziehungen habhaft zu werden. Ich möchte untersuchen, wie in diesen verschiedenen Fällen Mensch-Umwelt-Beziehungen verstanden, konzeptualisiert und hergestellt werden. Es geht dabei nicht wie in den bisherigen Beispielen um eine abgeschlossene Promotionsforschung, sondern um eine erste Fallstudie. Damit geht es hier vor allem um einen Möglichkeitsraum, um erste Überlegungen und ganz praktisch um einen guten Ausgangspunkt für Ko-Laboration und Skalierung entlang des Feldes.

Die Arbeitsgruppe, die ich im Sommer 2019 begleitete, setzte sich intensiv mit bestimmten empirischen Fällen lokaler, sozial-ökologischer Systeme auseinander: Anhand von Fischereien fragte sie zum Beispiel nach der Interaktion von Fischer*innen und Händler*innen und wie sich dies auf den Fischbestand auswirkt. Entweder sie führten diese Fallstudien selbst durch, oder sie arbeiteten sehr eng mit empirisch arbeitenden Kolleg*innen zusammen. Sie konzeptualisierten dabei Mensch-Umwelt-Beziehungen als >komplexe adaptive Systeme<⁸¹ und entwickelten vor allem sogenannte agentenbasierte Modelle (ABM), um deren Dynamiken verstehen zu können. Vereinfacht gesagt besteht ein komplexes adaptives System aus einer größeren Anzahl von Komponenten, auch >Agenten< genannt, deren Interaktionen auf einer anderen zeitlichen oder räumlichen Ebene ein emergentes Phänomen hervorbringen, welches nicht vorhergesagt werden kann, auch wenn man die Interaktionen zwischen den Agenten und die Regeln, denen diese folgen, genau kennt.⁸² Dieses System ist nicht statisch, sondern passt sich an verändernde Umgebungsbedingungen an.

Modelle reproduzieren ein vereinfachtes Netz von Beziehungen und Charakteristika eines gegebenen Systems. Computermodelle simulieren die Entwicklung eines solchen Systems, zum Beispiel die Interaktionen zwischen den Agenten, über Zeit. Der*die Modellierer*in kann mit dieser Reproduktion experimentieren und so versuchen, das System besser zu verstehen. ABMs sind Modelle, in denen Agenten verschiedener Typen miteinander interagieren und dabei bestimmten lokalen Regeln folgen. Diese Interaktionen resultieren dann in einem emergenten Phänomen, auf welches die Agenten wiederum reagieren können. Vereinfacht gesagt geht es darum, Phänomene zu verstehen, die >mehr als die Summe ihrer Teile< sind. Als Tool sind ABMs besser als andere Modelliermethoden dazu geeignet, mit unterschiedlichen Skalen und Ebenen gleichzeitig umzugehen. Mit ihren sozial-ökologischen Fallstudien verband besagte Arbeitsgruppe immer die Auseinandersetzung mit tieferliegenden theoretischen Fragen: Wie sich soziales, menschliches Verhalten modellie-

81 Rika Preiser/Reinette Biggs/Alta de Vos/Carl Folke (2018): Social-ecological Systems as Complex Adaptive Systems: Organizing Principles for Advancing Research Methods and Approaches. In: *Ecology and Society* 23 (2018), Heft 4, Artikel 46.

82 Nino Boccarda: *Modeling Complex Systems*. New York 2010, S. 4.

ren lässt, ob eine Auseinandersetzung mit prozessphilosophischer Ontologie helfen kann, Systeme jenseits von interagierenden Entitäten zu verstehen oder wie Modelle als Tools der Theoriebildung in größeren, interdisziplinären Zusammenhängen funktionieren können, um »Middle Range Theories«⁸³ oder etwas, was die Arbeitsgruppe behelfsweise »kontextualisierte Generalisierungen« nannte, hervorzubringen zu können.

Die Modellierer*innen dieser Gruppe setzten sich also mit ähnlichen Fragen auseinander, wie wir dies in Diskussionen im Fach ebenfalls tun: Wie kann eigentlich spezifisches, fallgebundenes, empirisches Wissen so theoretisiert werden, dass es über den spezifischen Einzelfall hinausweist? Und wie kommen dabei verschiedene disziplinäre und nichtakademische Perspektiven zum Tragen?

Zunächst ein Beispiel: Eine Modellierer*in aus der Arbeitsgruppe entwickelt ein Modell lokaler Fischereiwirtschaft, welches nichtwissenschaftlichen Akteur*innen in der Entwicklungszusammenarbeit helfen soll, ein Komplexitäts- und Resilienzverständnis von Interventionen in der Fischerei zu entwickeln. Am Ende soll es möglich sein, mit diesem Modell zu »spielen«: Agenten können an- und ausgeschaltet werden, andere Eigenschaften erhalten, die zugrundeliegende Topographie kann geändert werden et cetera. Das Modell soll dabei eben nicht auf einen bestimmten Fall zugeschnitten, sondern flexibel einsetzbar sein, ohne zu generisch zu werden.⁸⁴ Alles in allem eine besondere Herausforderung. Die Modellierer*in tauscht sich während des gesamten Konstruktions- und Evaluierungsprozesses in fast wöchentlichen, mehrstündigen Treffen mit Expert*innen zu verschiedenen empirischen Fallstudien von lokalen Fischereien aus. Nach zwei Jahren Entwicklung ist sie jetzt dabei, das Modell zu evaluieren und einen Workshop mit Mitarbeiter*innen von Nichtregierungsorganisationen et cetera aus dem Bereich Entwicklungshilfe und Fischereimanagement vorzubereiten, die das Modell später nutzen sollen. In einem Interview betont sie die Notwendigkeit einer klaren Sprache – gerade in Bezug auf Skalierung:

»Ich habe die Definition ausgewählt, die für mich am intuitivsten war und versuche da konsistent zu sein. Eine Skala hat verschiedene Ebenen. Ich kann verschiedene Skalen haben, um Entfernung zu messen, das ist das eine, ich kann auch Zeit nehmen oder verschiedene Typen menschlicher Organisation. Das sind unterschiedliche Skalen. Und dann in jeder Skala habe ich verschiedene

83 Robert K. Merton: On Sociological Theories of the Middle Range. In: ders.: Social Theory and Social Structures. New York 1968, S. 39–73.

84 Dabei ist es an dieser Stelle wichtig, die Modelle, die sie entwickelt, als relativ kompliziert zu kontextualisieren. Natürlich sind Modelle immer Vereinfachungen, aber ihre Arbeit folgt gerade nicht dem Maßstab, dass das einfachste Modell das Beste wäre. Sie betont, dass sie versucht, einem Phänomen so treu wie möglich zu bleiben, auch wenn das die Konstruktion und Analyse eines Modells deutlich verkompliziert.

Ebenen, die miteinander vergleichbar sind. [...] Und für meine Arbeit ist es sehr wichtig, das zu unterscheiden, wie auch immer. [...]. Und es hilft mir, Menschen besser zuzuhören und zu fragen: >Was meinst du eigentlich?< Es gibt mir Möglichkeiten, mit Menschen zu reden.<⁸⁵

Begriffsklarheit ist für die ModelliererIn (nicht nur in diesem Beispiel) relevant, weil sie mit Menschen verschiedenster disziplinärer und nichtakademischer Hintergründe kommuniziert, um das Modell zu konstruieren. Klarheit ist aber auch darüber hinaus wichtig, um das analytische Potential agentenbasierter Modelle zu nutzen und zwischen Dynamiken zu differenzieren, die verschiedene Skalen oder verschiedene Ebenen betreffen, um so ein Phänomen besser verstehen zu können.

Außerdem erwähnt sie, dass man im Team über diese Begriffe diskutiert habe. Diese Diskussionen sind noch nicht abgeschlossen. Die interdisziplinäre Arbeitsgruppe steht immer wieder vor dem Problem, Begriffe klären zu müssen, die in den beteiligten Disziplinen unterschiedlich oder unscharf verwandt werden. Aus diesen Diskussionen geht dann entweder ein interner Wikieintrag hervor, der aktuellen und zukünftigen Teammitgliedern als Referenz dient, oder eine Veröffentlichung. Dieses Vorgehen war auch für Skalierung geplant, ist aber während meines Aufenthalts dort noch nicht umgesetzt worden.

Diese Diskussionen und Form der Konzeptarbeit dokumentierend zu begleiten, oder auch aktiv mitzudiskutieren, und so sowohl ethnografische Theoriebildung zu reflektieren als auch gemeinsam neue Ideen zu entwickeln, entspricht dem, was wir in diesem Beitrag bislang als verteilte epistemische Handlungsträgerschaft beschrieben haben. Dies ist ein erster ko-laborativer Ausgangspunkt für Skalierung entlang des Feldes.

Ein zweiter Ausgangspunkt ist Skalierung als Praxis. Wie werden die Fälle in das Modell hineinskaliert? Ich habe meine Interviewpartnerin auch deswegen so ausführlich zitiert, weil ich mich im Folgenden erst einmal ihrer Differenzierung von Skala in Skalenart und Skalenebene anschließen möchte. Damit geht es hier – im Fall des Fischereimodells – um eine Skala, die von sehr konkret bis sehr abstrakt reicht (Art) und verschiedene Skalenebenen, also Abstraktionsebenen, beinhaltet. Das Wissen der Expert*innen, mit denen sie zusammenarbeitet, ist dabei sehr konkret, nuanciert, komplex und ortsgebunden, während das Modell durch Synthese von mehreren Fällen und Literatur deutlich abstrakter wird.

Während meines Aufenthalts bei der Arbeitsgruppe trifft die ModelliererIn sich mehrmals für jeweils zwei bis drei Stunden mit einem Experten für Fischereimanagement und Meeresbiologie, um die ökologischen Dynamiken in dem Modell zu prüfen. Dabei kommen sie immer wieder auf eine bestimmte Funktion zurück.

85 Interview mit N. W. vom 9. 9. 2019.

Ausgehend von einem Aspekt, der für jenen aus seiner Feldforschungserfahrung mit Fischereien heraus keinen Sinn ergibt, stellen sie die grundsätzliche Bedeutung der Funktion, ihre Zusammensetzung, und ihr Zusammenspiel mit anderen Modellkomponenten infrage. Anhand dieser Diskussionen, die sich über mehrere Wochen ziehen, wird deutlich, wie viel kleinteilige Arbeit die Abstraktionsleistung des Modells erfordert. Es gibt keine eindeutigen Regeln, nach denen ein einzelner Bestandteil des Modells abgeleitet oder vereinfacht wird. Stattdessen ist es ein iteratives Hin und Her zwischen empirischem Fall und Modell, ein Aushandlungsprozess zwischen Modellbestandteilen, ModelliererIn, Expert*innen, Modellergebnissen und Modellzweck. Die Abstraktionen müssen weniger für sich, als vielmehr zusammen funktionieren, sie bedingen sich gegenseitig und werden immer wieder von der einen oder anderen Seite aus in Frage gestellt. In diesem Fall ist Skalierung ein dichter Kommunikationsprozess. N. W. beschrieb mir, wie sie lernen musste, nicht einfach möglichst viele empirische Details in das Modell aufzunehmen, sondern den heuristischen Zweck des Modells nicht aus den Augen zu verlieren und auf bestimmten Vereinfachungen als Stärke dieser Methode zu beharren. Die verschiedenen Abstraktionsebenen mussten sich aufeinander einlassen.

Was bedeuten diese Beobachtungen nun für die Frage nach Skalierung entlang des Feldes in ko-laborativer Theoretisierung?

Skalierung und Theoretisierung sind zwei Dinge, die entlang von Abstraktion und Generalisierung schnell ineinander verschwimmen, wie das Beispiel zeigt. Zusätzlich ist es interessant zu wissen, dass die Arbeitsgruppe eine gemeinsame Diskussion der Art, wie sie um Skalierung geführt wird, auch um die Frage des Theoretisierens zu führen plante. Im Mittelpunkt stehen dabei »Middle Range Theory«⁸⁶ und »kontextuelle Generalisierung« (ein von der Gruppe geprägter Begriff, s. o.) mithilfe von agentenbasierter Modellierung. Dies soll keine zu kurz gegriffene Gleichsetzung von Skalierung und Theoretisierung oder Generalisierung sein. Aber zu Beginn habe ich bereits erwähnt, dass die Modellierer*innen und uns in diesem Beitrag eine ähnliche Frage treibt: Wie kann eigentlich spezifisches, fallgebundenes, empirisches Wissen so theoretisiert werden, dass es über den Fall hinausweist? Wir teilen dabei die menschliche Maßstabsebene als Ausgangspunkt und die Frage nach den von jener ausgehenden Theoretisierungsmöglichkeiten. Wir unterscheiden uns allerdings in Hinblick auf die Forschungsmethoden, mit denen wir dieser Frage nachgehen: Ethnografie auf der einen und Modellierung auf der anderen Seite. Das kann eine ideale Grundlage für einen zukünftigen, ko-laborativen Prozess zu Theoretisierung werden.

Gerade im Zusammenspiel werfen Theoretisierung und Skalierung interessante Fragen auf, sowohl für ethnografische Theoretisierung als auch für Modellierung, die es erlauben, die Frage nach Skalierung ethnografischer Theorie auszudifferenzieren:

86 Merton, wie Anm. 83.

1. Wie lassen sich Phänomene auf anderen Skalen und Ebenen in die ethnografische Darstellung oder das Modell eines Phänomens auf menschlicher Maßstabsebene integrieren?
2. Wie können Konzepte anderer Maßstabsebenen und Größenordnungen Konzepte und Theoretisierungen auf menschlicher Maßstabsebene provozieren?
3. Wie lässt sich aus einem oder mehreren Fällen fallübergreifend, und damit auf einer anderen Ebene, theoretisieren?
4. Wie kann Theoretisierung skalierbar werden und sowohl auf anderen Ebenen als auch seitwärts, in andere Fälle hinein, anschlussfähig werden?
5. Kann ein Phänomen direkt skaliert (auf eine andere Ebene gebracht) werden oder wird es dann ein anderes Phänomen aufgrund von Skaleneffekten?

Ich habe keine abschließenden Antworten auf diese Fragen, aber eine Auseinandersetzung mit Skalierungs- und Theoretisierungspraxen des Feldes hat mir geholfen, diese Fragen überhaupt so stellen zu können. Skalierung entlang des Feldes kann je nach Frage Verschiedenes bedeuten. Dabei können verschiedene Aspekte zum Tragen kommen, idealerweise im Zusammenspiel. Hier sind einige davon, die ich aus meinem Projekt und unseren Diskussionen im Labor heraus vorschlagen kann:

Ein naheliegender Weg, um sich Fragen von Skalierung zu nähern, ist es, (1) dem Feld ethnografisch soweit wie möglich in die Skalierungsebenen zu folgen und so zunächst die Phänomene und Diskussionen des Feldes verstehen zu lernen. Außerdem ist es (2) aus der Perspektive von Wissenschaftsforschung heraus fruchtbar, die Skalierungspraxen selbst als Forschungsobjekt zu verstehen und Phänomene und produziertes Wissen des Feldes als Effekte jener Praxen zu begreifen.⁸⁷ Schließlich ist es (3) möglich, nicht nur die Wissensproduktion des Feldes zu beobachten, sondern auch mit spezifischen anthropologischen Perspektiven auf das Phänomen des Feldes gleichsam in dieses zu intervenieren, indem diese Blickwinkel in Diskussionen eingebracht werden. Andersherum gilt es, sich dadurch wiederum provozieren zu lassen. Dies betrifft nicht nur die theoretischen Perspektiven des Feldes, sondern (4) auch die in den Feldern konstruierten Phänomene selbst, die sich auf Skalenebenen jenseits des menschlichen Maßstabs und damit der gewohnten Ebene anthropologischer Theoriebildung befinden, und letztere konfrontieren und provozieren können.⁸⁸ Natürlich ist dies kein >einsamer< Denkprozess des*der Ethnograf*in, sondern es bietet sich an, (5) explizit gemeinsam über das Verständnis und die Praxis von Skalierung

87 *Josh Brahinsky*: The Effects of Scale: How Western Agency-Anxieties Mold Affect Theory, and how Pentecostalism and Neuroscience Teach us to Think Differently. In: *Anthropological Theory* 18 (2018), S. 478–501.

88 *Jörg Niewöhner*/(*Stefan Beck*): Phänomenographie: Sinn-volle Ethnographie jenseits des menschlichen Maßstabs. In: Karl Braun/Claus-Marco Dieterich/Thomas Hengartner/Bernhard Tschofen (Hg.): *Kulturen der Sinne. Zugänge zur Sensualität der sozialen Welt*. Würzburg 2017, S. 78–95.

und Theoretisierung zu reflektieren und diese zusammen oder zumindest >neben-
einander< ko-laborativ weiterzuentwickeln. Ganz praktisch sind für all dies klare De-
finitionen hilfreich – für eine erfolgreiche Kommunikation, für Austausch und dann
wieder kritische Abgrenzung und gegebenenfalls ein Verwerfen dieser Definitionen,
um überhaupt die interessanten Fragen zu Skalierung stellen zu können, wie dieser
Beitrag hoffentlich gezeigt hat.

Eine wie oben beschriebene ähnliche Ausgangs- und Interessenlage kann helfen,
einen ko-laborativen Prozess anzustoßen, ist aber keine notwendige Bedingung da-
für. In der Tat teilen meine Forschungsteilnehmer*innen und ich vielleicht ähnliche
Interessen, aber die von uns genutzten Methoden (Ethnografie und Modellierung)
schaffen so unterschiedliche Welten und basieren auf unterschiedlichen Vereinfach-
ungen, dass es auch hier genügend Stoff für kritische Auseinandersetzungen gibt,
unabhängig davon, wie selbstkritisch wir mit den eigenen Herangehensweisen und
Annahmen umgehen.

Möglichkeiten und Herausforderungen langfristiger Ko-Laboration

Wir haben in diesem Artikel entlang von vier Forschungsprojekten aus dem Laboratory: Anthropology of Environment | Human Relations diskutiert, inwiefern ko-laborative Zusammenarbeit die Aufgabe der alleinigen Kontrolle des*der Anthropolog*in bei der >Datenauswertung< impliziert und dargestellt, welche Möglichkeiten, Herausforderungen und Gefahren sich daraus ergeben. Zentrales Charakteristikum des ko-laborativen Fügens von Theorie ist die Verortung der reflexiven Analyse in Feldforschungssituationen. Ergänzend zu kontemplativer Arbeit fernab des Feldforschungsgeschehens erscheint Reflexivität hier nicht ausschließlich als individuelle Leistung des*der Ethnograf*in am Schreibtisch, sondern als auf den Schultern von Forschungspartner*innen und Forscher*in verteilter Prozess. Mit impliziert sind dabei immer auch einfache Objekte und komplexe Infrastrukturen.

Eine solcherart verstandene anthropologische Theoriearbeit lebt davon, sich herausfordern zu lassen, falsch zu liegen, auf Widerstände zu stoßen, neu zu denken, wieder etwas anderes zu versuchen. Und sie muss mit der Spannung umgehen, dass Wissensbestände inkompatibel miteinander sind und sich nicht einfach addieren und hochskalieren lassen – trotz und entgegen ethisch-politischer Erwartungen von Feldern oder positivistischer Wissenschaftsverständnisse.⁸⁹ Agonismus stellt eine produktive Wahlverwandtschaft der Synthese dar. Ko-laborative Zusammenarbeit mit

89 Für die dominanten Ausrichtungen interdisziplinärer Forschungen zwischen Natur- und Sozialwissenschaften siehe etwa *Andrew Barry/Georgina Born* (Hg.): *Interdisciplinarity. Reconfigurations of the Social and Natural Sciences*. London/New York 2013.

Akteur*innen ermöglicht es, Kontingenzen im Feld zu verstehen, darzustellen und für die eigene Analyse produktiv zu machen. Sie erlaubt uns, Fragen zu stellen und spezifische analytische Ebenen auszudifferenzieren. Und sie bewirkt, theoretische Konzepte durch die Konfrontation mit anderen Denkstilen und praktischen Problematisierungen von Welt situiert zu schärfen und gleichzeitig in eben jene Denkstile und *worldings* zu intervenieren – indem »Widerstand [...] gegen allzu rasche Reduktionen von Alltagslogiken [provoziert wird, Anm. P. B.]. Kritische Arbeit erfolgt hier über Involviertheit und Anschlussfähigkeit«⁹⁰, nicht über Distanz und kritische Dekonstruktion.

Es ist gerade diese Involviertheit und Anschlussfähigkeit, die wir in unserer Arbeit und in diesem Beitrag diskutiert haben. Nähe und Distanz charakterisieren dabei unserem ko-laborativen Forschungsmodus nach nicht in erster Linie ein Kontinuum möglicher zwischenmenschlicher Beziehungen zwischen Forscher*in und Forschungspartner*innen, die im Hinblick auf unterschiedliche hierarchische Positionierungen, dialogische Repräsentationsformen oder ethisch-moralische Verpflichtungen dem Feld gegenüber gestaltet werden. Vielmehr ist Nähe/Distanz ein durch ko-laborative Forschung temporär und situativ unterschiedlich hervorgebrachtes Verhältnis zwischen den ontologischen Problematisierungspraktiken von Feld und Anthropologie. Methodisch geht es in diesem Sinne um die Frage des Aufspürens, Herstellens, Minimierens und Kuratierens dieser Differenzen in konkreten Formen der Zusammenarbeit.

Unsere Ausführungen zeigen aber auch, wie voraussetzungsreich ein ko-laborativer Forschungsmodus ist und welche Problematiken sich in langfristigen Zusammenarbeiten ergeben können. Ethnograf*innen müssen teilweise weitreichende Expertisen in und über Felder oder auch digitale Technologien entwickeln, um überhaupt die Chance zu haben, mit den Forschungspartner*innen gemeinsam diskutieren zu können. Ko-laborative Verfahren sind mit großem zeitlichem und organisatorischem Aufwand verbunden und erfordern immense langzeitige Beziehungsarbeit. Unterschiedliche Felder weisen sozusagen andersartige Affordanzen⁹¹ für ko-laboratives Arbeiten auf: Felder, die sich ohnehin zum Ziel setzen, sich konstant selbst zu dekonstruieren und positiv zu kritisieren, eignen sich vermutlich besser als andere für solche Formen der Zusammenarbeit, weil bereits Formate für gemeinsame Diskussion und Austausch existieren und somit auch ein offensichtliches Potenzial besteht, mit dem eigenen Forschungsinteresse auch Feldinteressen wecken zu können. Last but not least birgt gerade langfristig angelegte ko-laborative Forschung die

90 *Niewöhner*, wie Anm. 21, hier S. 213.

91 Zum Begriff der Affordanz aus kultur- und sozialanthropologischer Perspektive siehe *Tim Ingold*: Back to the future with the theory of affordances. In: HAU: Journal of Ethnographic Theory 8 (2018), S. 39–44.

Gefahr, dass sich ontologische Problematisierungen annähern sowie Konzepte oder ethisch-politische Zielstellungen des Feldes übernommen werden oder sich einfach durch langfristige soziale Verpflichtungen den Forschungspartner*innen gegenüber Routinen einschleichen und die notwendige Flexibilität ethnografischer Forschung verlorengibt (etwa, dass man darauf verzichtet, mit spezifischen Akteur*innen zu forschen, weil sie von den Ko-Laborationspartner*innen als irrelevant abgetan werden). Demgegenüber gilt es, besonders aufmerksam zu sein und strukturell vorzubeugen, indem man systematisch zwischen verschiedenen Modi der ethnografischen Theoriebildung oszilliert.

Feldforschung im Modus der Ko-Laboration ist also insbesondere in kurzen, normalerweise dreijährig geförderten Promotionsprojekten auch risikoreich. Weil die analytische Puzzlearbeit erschwert ist, weil das eigene Projekt immer wieder in fachfremden Kontexten gerechtfertigt werden muss, weil die eigene Feldforschung kaum als abgeschlossen betrachtet werden kann, weil sowohl Feld als auch man selbst kontinuierlich praktische Ansprüche für das Feld formuliert, weil Zeit für Fehler eigentlich nicht da ist. Wir begegnen den genannten Problematiken damit, dass wir Einzelprojekte im Zusammenhang des Labors immer auch projektübergreifend in einem geteilten akademischen Raum, aber innerdisziplinär diskutieren. Der Laborkontext bietet insofern eine infrastrukturelle Voraussetzung dafür, dass wir disziplinäre Diskussionen im Fokus unseres analytischen Interesses verfolgen und dem notwendigen Handlungsdruck der Felder, mit denen wir zusammenarbeiten, entkommen können. Gerade der projektübergreifende Charakter des Labors zwingt stärker als in individuellen Projektkontexten zu einer >Befremdung< vom Feld und bewirkt die Erweiterung der Aufmerksamkeit für Akteur*innen jenseits der eigenen Ko-Laborationspartner*innen.



Patrick Bieler
Humboldt-Universität zu Berlin
Institut für Europäische Ethnologie
Unter den Linden 6
10099 Berlin
patrick.bieler@hu-berlin.de

Lauren Cubellis, PhD
Washington University in St. Louis
Department of Anthropology
One Brookings Drive
63130 St. Louis, MO
cubellis@wustl.edu

Jonna Josties
Humboldt-Universität zu Berlin
Institut für Europäische Ethnologie
Unter den Linden 6
10099 Berlin
jonna.josties@hu-berlin.de

Anja Klein
Humboldt-Universität zu Berlin
Institut für Europäische Ethnologie
Unter den Linden 6
10099 Berlin
anja.klein@hu-berlin.de

Prof. Dr. Jörg Niewöhner
Humboldt-Universität zu Berlin
Institut für Europäische Ethnologie
Unter den Linden 6
10099 Berlin
joerg.niewoehner@hu-berlin.de

PD Dr. Christine Schmid
Technische Universität Berlin
FG Arbeitswissenschaft
Institut für Psychologie und Arbeitswissenschaft
Sekt. MAR 3–2
Marchstraße 23
10587 Berlin
christine.schmid@tu-berlin.de